

# Magazin für ev. = luth. Homiletik und Pastoraltheologie.

---

21. Jahrgang.

März 1897.

No. 3.

---

## **Predigtstudie über das Evangelium des Sonntags Lätare und über das Evangelium des siebenten Sonntags nach Trinitatis.**

Joh. 6, 1—15. und Marc. 8, 1—9.

Wir fassen diese beiden Perikopen in unserer exegetisch-homiletischen Besprechung zusammen, da sie vieles mit einander gemeinsam haben und sich sehr wohl zusammen behandeln lassen. Die erste Perikope erzählt uns die wunderbare Speisung der Fünftausend in der Wüste, die letzte die der Viertausend. Das erste Wunder gehört zu den wenigen Abschnitten aus der Lebensgeschichte Jesu, welche alle vier Evangelisten uns berichten, während das zweite Wunder uns nur von Matthäus und Marcus überliefert ist. Es hat, besonders auf Seiten der negativen Kritik, des Unglaubens, nicht an Stimmen gefehlt, welche behauptet haben, daß diese beiden Erzählungen eigentlich nur Eine Begebenheit darstellten, daß der Herr Jesus nur einmal eine größere Volksmenge gespeist habe. Matthäus und Marcus hätten zwei von einander abweichende Berichte ein und desselben Wunders vorgefunden und diese beiden Berichte als zwei verschiedene Ereignisse aufgefaßt und in ihre Erzählung aufgenommen. Als Grund ihrer Behauptung führen sie vornehmlich dieses an, daß auch beim zweiten Wunder die Jünger ganz rath- und trostlos dastünden und sich nicht zu helfen wüßten, was doch ganz unerklärlich wäre, wenn der Herr schon ein ähnliches Wunder gethan hätte. Man könne doch nicht annehmen, daß die Jünger, noch dazu in so kurzer Zeit, ein so großes Wunderwerk ihres Herrn vergessen hätten. — Das kann man freilich nicht annehmen, daß die Jünger die erste wunderbare Speisung schon vergessen hatten, als die zweite geschah; sie haben dieses Wunder auch wirklich nicht vergessen, sondern sich sehr wohl an dasselbe erinnert. Das zeigt ihr ganzes Verhalten bei der zweiten Speisung. Beim ersten Wunder sind es die Jünger, die den Herrn auf die Noth des Volkes aufmerksam machen und zwar schon am Abend des ersten Tages, den sie in der Wüste zugebracht hatten. Sie sind voll Angst und Besorgniß. Sie fordern den Herrn auf, das Volk von sich zu lassen,

damit es sich Speise kaufen könne. Matth. 14, 15. Marc. 6, 35. Beim zweiten Male verhalten sich die Jünger ganz anders. Da hatte das Volk schon drei Tage bei Jesu in der Wüste ausgeharrt und hatten nichts zu essen, aber wir bemerken an den Jüngern keine Angst und Besorgniß, wir hören nichts davon, daß sie dem Herrn die Noth geklagt hätten. Sie wußten eben, daß Jesus schon einmal in ähnlicher Noth geholfen hatte, und setzten ihr Vertrauen darauf, daß er auch hier wieder Rath wissen werde. Der Herr selbst war es, der seine Jünger auf die Noth des Volkes aufmerksam machte und sagte, daß er das Volk nicht, ohne ihm zu essen zu geben, von sich gehen lassen könne. Und nun sagen die Jünger allerdings: „Woher mögen wir so viel Brods nehmen in der Wüste, daß wir so viel Volks sättigen?“ Matth. 15, 33. Die Jünger bekennen allerdings ihre eigene Unfähigkeit, hier zu helfen, aber sie sagen nichts davon, daß auch der Herr nicht helfen könne. Sie fangen auch nicht an mit irdischen Mitteln zu rechnen, wie das erste Mal. Sie legen in ihrer Rede den Nachdruck auf das „wir“. So wollen sie sagen: Wir können hier zwar nicht helfen, wir können keine Mittel herbeischaffen hier in der Wüste, diese große Volksmenge zu sättigen, aber du kannst helfen, du weißt auch hier Mittel und Wege, wie du schon einmal in ähnlicher Noth geholfen hast, du wirst uns zur rechten Zeit deine Wunderhilfe erfahren lassen. Als sich beim ersten Wunder der geringe Vorrath an Speise herausstellte, nur fünf Brode und zwei Fische, da sprachen die Jünger voll Angst und Besorgniß: „Aber was ist das unter so viele?“ Joh. 6, 9. Beim zweiten Wunder hören wir nichts dergleichen aus dem Munde der Jünger. Sie hatten es schon erfahren, daß der Herr mit ganz geringen Mitteln viele Tausende speisen kann. Das aber gibt den Ausschlag, neben dem, daß ja die Apostel geredet und geschrieben haben aus Eingebung des Heiligen Geistes, und daß also von vornherein bei ihnen jeglicher Irrthum ausgeschlossen ist, daß der Herr selbst Zeugniß ablegt für diese beiden Wunder. Vgl. Matth. 16, 8—10. Marc. 8, 17—21.

Es hat also dem Herrn gefallen, zweimal dieses große Wunderwerk zu verrichten, mit gänzlich ungenügenden Mitteln große Volksmengen zu speisen. Und der Herr hat ohne Zweifel seine weisen Absichten dabei gehabt, dieses zweimal zu thun. Wir Menschen sind gerade in leiblicher Noth so leicht geneigt, zu verzagen und sündlicher Sorge uns hinzugeben. Wenn einmal die irdischen Mittel gering werden, wenn wir keinen Ausweg aus der Noth mehr sehen, dann fällt es uns so schwer, zu glauben, daß auch dann der Herr noch helfen kann, daß es ihm ein Leichtes ist, durch viel oder wenig zu helfen. Darum will der Herr durch dieses doppelte Wunderwerk unserm Kleinglauben zu Hilfe kommen, will uns durch dieses doppelte Wunderwerk dahin bringen, daß wir auch in aller leiblichen Noth getroßt unsere Zuflucht zu ihm nehmen und es zuversichtlich glauben, daß er uns Speise gibt zur rechten Zeit, daß er seine milde Vaterhand aufthut und sättigt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.



Und da wir hier zwei verschiedene Begebenheiten vor uns haben, so sind auch bei aller Aehnlichkeit, die zwischen diesen beiden Wundern herrscht, doch die äußeren Umstände ganz verschieden. Achten wir zunächst auf Zeit und Ort, wann und wo Christus diese beiden wunderbaren Speisungen vollbracht hat. Die Zeit, zu welcher die Speisung der Fünftausend geschah, gibt uns Johannes ganz genau an. „Es war aber nahe die Ostern, der Juden Fest.“ Joh. 6, 4. Es war also kurz vor dem Osterfest und daher im Frühling. Damit stimmen die Erzählungen der übrigen Evangelisten aufs schönste überein. Matthäus berichtet uns, daß sich das Volk auf das Gras lagerte, 14, 19.; Marcus fügt hinzu, daß dieses Gras noch grün war, 6, 39.; Johannes sagt, daß viel Gras an dem Ort war, 6, 10., daß es also in üppigem Wachsthum stand. Wir haben uns also jene Wüste keineswegs zu denken als eine Wüste im gewöhnlichen Sinn des Wortes, es war nur eine unbewohnte, menschenleere Gegend, die aber in der Zeit des Frühlings nach reichlichem Frühregen mit dichtem Graswuchs bedeckt war. — Den Ort, wo dieses Wunder stattfand, gibt uns Lucas am genauesten an. Er sagt 9, 10.: „Und Jesus nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heißt Bethsaida.“ Es gab damals in Galiläa zwei Städte, welche diesen Namen trugen. Die eine bekanntere Stadt dieses Namens, welche in der evangelischen Geschichte öfters erwähnt wird, lag auf der Westseite des Sees Genesareth. Doch dieses Bethsaida kann hier nicht gemeint sein. Der Herr befand sich damals auf der Westseite des Sees, wahrscheinlich in der Nähe der Stadt Tiberias, Joh. 6, 1., und um in jene Wüste zu gelangen, fuhr er über den See. Matth. 14, 13. Marc. 6, 32. Joh. 6, 1. Wir haben also hier an das andere Bethsaida zu denken. Dasselbe lag etwas nordöstlich von dem Einfluß des Jordans in das galiläische Meer. Diese Stadt, ursprünglich nur ein Dorf, war von dem Tetrarchen Philippus zur Stadt ausgebaut und zu Ehren der Julia, der Tochter des römischen Kaisers Augustus, Julias genannt worden. Dort fand das erste Speisungswunder statt. Nachdem der Herr dieses Wunder vollbracht hatte, fuhr er wieder über den See nach Capernaum und wirkte eine Zeitlang im Lande Genesareth. Matth. 15, 34. ff. Auch von dort durch die Schriftgelehrten und Phariseer von Jerusalem vertrieben, zog sich Jesus zurück in die Grenzgebiete von Tyrus und Sidon, woselbst er die Tochter des cananäischen Weibes von ihrer schweren Krankheit heilte. Und da Jesus auch dort nicht verborgen sein konnte, „ging er von dannen fürbaß und kam an das galiläische Meer“. Matth. 15, 29. Wahrscheinlich wanderte der Herr mit seinen Jüngern durch Phönicien und einen Theil Syriens und kam nun von Osten her wieder an das galiläische Meer und zwar „mitten unter die Grenze der zehn Städte“. Marc. 7, 31. Der Herr befand sich also an dem Südostufer jenes Sees, und dort fand die zweite Speisung statt, die Speisung der Viertausend, etwas südlich von dem Ort, woselbst jene Fünftausend gegessen hatten und satt geworden waren. Aber

über diesem Wirken und diesen Wanderungen des HErrn war der Frühling längst vergangen, es war Hochsommer geworden. Wir lesen in den Berichten von dem zweiten Wunder nichts vom Gras, welches jene öde Gegend bedeckte. In der heißen Sonne des Sommers war das Gras vertrocknet, und das Volk lagerte sich auf die Erde, auf die bloße, von der Sonne verbrannte Erde. Marc. 8, 6. Matth. 15, 35.

Wenden wir uns nun nach diesem allgemeinen Ueberblick dem ersten Wunder, der Speisung der Fünftausend, zu.

„Darnach fuhr Jesus weg über das Meer an der Stadt Tiberias in Galiläa.“ Joh. 6, 1. Was dieser Geschichte unmittelbar voranging, und was den HErrn damals bewog, über das Meer zu fahren, sagt uns zwar Johannes nicht, aber die andern Evangelisten geben uns genügend Aufschluß darüber. Der HErr hielt sich in Galiläa auf, wahrscheinlich in der Nähe der Stadt Tiberias, der Hauptstadt des Vierfürsten Herodes. Seine zwölf Apostel, die der HErr ausgesandt hatte, zu lehren und Wunder zu thun, waren wieder zu ihm zurückgekehrt und erzählten ihm mit Freuden von ihrer Wirksamkeit. Aber noch eine andere Kunde hatte ihn ereilt. Die Jünger Johannis, des Täufers, waren zu ihm gekommen und hatten ihm das gewaltsame Ende ihres Meisters berichtet. Beides bewog wohl den HErrn damals, sich mit seinen Jüngern an das jenseitige Ufer des Sees zu begeben und zwar *κατ' ἰδίαν*, wie Matthäus sagt, in die Einsamkeit. Der HErr wollte seinen Jüngern nach ihrer Reise eine kurze Zeit der Ruhe und der Erholung bereiten. „Denn ihrer war viel, die da ab und zu gingen, und hatten nicht Zeit genug, zu essen.“ Marc. 6, 31. Dort in der Stille und Einsamkeit sollten seine Jünger ihm wohl noch genaueren Bericht ablegen von dem, was sie gethan und erlebt hatten. Aber auch die Nachricht, welche die Jünger Johannis gebracht hatten, bewog nach Matthäus den HErrn, sich zurückzuziehen. Diese Schreckenskunde hatte wahrscheinlich die Jünger tief erschüttert, und so erschien es dem HErrn räthlich, sich eine Zeitlang aus dem Lande des Herodes wegzubegeben, in das Gebiet des Vierfürsten Philippus. Quer über den See fuhr der HErr mit seinen Jüngern nach Bethsaida.

Aber die gewünschte Ruhe und Einsamkeit konnte der HErr nicht finden, denn „es zog ihm viel Volks nach“. V. 2. Allerdings war es nicht eigentlich Heilsbegierde, die das Volk antrieb, Jesu zu folgen, sondern vielmehr Neugierde und Wundersucht. Sie folgten Jesu, „darum, daß sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken that“. Nicht aber auf Schiffen folgten sie dem HErrn nach, sondern sie gingen zu Fuß um den See herum. Das Volk sah den HErrn mit seinen Jüngern wegfahren, und alsobald machten sie sich auf und zogen dem HErrn zu Lande nach. In allen Städten und Dörfern vergrößerte sich der Zug, so daß endlich eine große Masse Volks zusammentam. Ja, so eifrig waren sie, den HErrn wieder zu treffen, daß sie ihm voraneilten, daß sie eher am jenseitigen



Ufer ankamen, als der HErr mit seinen Jüngern. Matth. 14, 13. Marc. 6, 33. So konnte Jesus die erhoffte Ruhe für sich und seine Jünger nicht finden. Große Volksmassen nahmen ihn in Empfang, als er landete, und mit diesen „ging Jesus hinauf auf einen Berg“, ging hinauf von dem niedrigen Ufer des Sees auf das Gebirge „und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern“. B. 3.

B. 5. „Da hob Jesus seine Augen auf, und siehet, daß viel Volks zu ihm kommt, und spricht zu Philippo: Wo kaufen wir Brod, daß diese essen?“ so erzählt Johannes weiter. Wenn wir allein den Bericht dieses Evangelisten hätten, so könnte es scheinen, als habe der HErr sehr bald nach seiner Ankunft in der Wüste das Wunder der Speisung vollbracht. Doch die andern Evangelisten ergänzen diesen Bericht. Besonders Marcus ist in seiner Erzählung sehr ausführlich. Er sagt: „Und Jesus ging heraus und sahe das große Volk, und es jammerte ihn derselben, denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und fing an eine lange Predigt.“ 6, 34. Ehe der HErr auf die leibliche Noth des Volkes sah und achtete, ging ihm die geistliche Noth desselben zu Herzen. Zunächst gab ihnen der HErr die rechte Speise für ihre Seele, das Wort Gottes. So hat der HErr allezeit vor allen Dingen nicht so wohl das leibliche Wohl, sondern der Seinen Heil und Seligkeit im Auge. Auch der Inhalt dieser „langen Predigt“ ist uns kurz überliefert. Er „sagte ihnen vom Reich Gottes“. Luc. 9, 11. Und nachdem der HErr so zuerst und vornehmlich diesen Volksmassen die frohe Botschaft, das Evangelium verkündigt hatte, daß das Reich Gottes in Vergebung der Sünden, Gnade und Erbarmen Gottes auch zu ihnen gekommen sei, da „heilete er ihre Kranken“, Matth. 14, 14., „und machte gesund, die es bedurften“. Luc. 9, 11. Ueber diesem Predigen und Krankenheilen war es Abend geworden. „Der Tag war fast dahin.“ Marc. 6, 35. Anstatt der Ruhe hatte der HErr einen Tag schwerer, anstrengender Arbeit durchlebt, er, der dazu auf diese Erde gekommen war, daß er andern, uns Menschen, diene. — Am Abend nun, als die leibliche Noth des Volkes deutlicher hervortrat, da traten die Jünger zu Jesu und sprachen zu ihm: „Es ist wüste hie, und der Tag ist nun dahin; laß sie von dir, daß sie hingehen umher in die Dörfer und Märkte und kaufen ihnen Brod; denn sie haben nicht zu essen.“ Marc. 6, 35. 36. Die Jünger also sind es, die zuerst die leibliche Noth des Volkes erwähnen und den HErrn darauf aufmerksam machen. Und hier nun setzt Johannes ein mit seinem Bericht. Durch seine Jünger auf die Noth des Volkes aufmerksam gemacht, „hob Jesus seine Augen auf und siehet, daß viel Volks zu ihm kommt“, sieht auf die großen Massen des Volkes, die ihn umgeben, und die immer noch sich mehren, er sieht und erkennt ihre Noth, und alsobald geht auch ihre leibliche Noth ihm zu Herzen, alsobald ist er auch bereit, ihnen zu helfen und beizustehen und die Noth des Volkes zu wenden. Er spricht zu seinen Jüngern: „Es ist nicht noth, daß sie hin-

gehen; gebt ihr ihnen zu essen.“ Matth. 14, 16. Und als sich die Jünger erstaunt und fragend ansehen, da wendet sich der HErr insonderheit an Philippus und legt ihm die Frage vor: „Wo kaufen wir Brod, daß diese essen?“

Warum redete der HErr wohl gerade diesen Jünger an vor den andern? Höchst wahrscheinlich deswegen, weil er, der Herzenskundiger, sah, daß gerade in dem Herzen dieses Jüngers die schwersten Zweifel und Bedenken aufstiegen, daß sein Herz von den bängsten Sorgen erfüllt war. Darum wendet sich der HErr insonderheit an ihn, daß er und mit ihm alle andern Jünger ihren Kleinglauben erkennen und von demselben geheilt werden möchten.

Und damit wir des HErrn Thun ja nicht falsch verstehen und falsch auslegen, so fügt Johannes noch ausdrücklich den Grund hinzu, warum Jesus diese Frage dem Philippus vorlegte. „Das sagte er aber, ihn zu versuchen; denn er wußte wohl, was er thun wollte.“ B. 6. Nicht deswegen fragte also der HErr, als hätte er, der von dem Propheten schon „Rath“ genannt wird, hier bei seinem Jünger Rath gesucht. „Er wußte wohl, was er thun wollte.“ Er, die ewige Allwissenheit und Allweisheit selbst, kennt und weiß immer Mittel und Wege, die rechten Mittel und Wege, der Noth seines Volkes, auch der leiblichen Noth, abzuhelpen. Mit Recht singt die Kirche: „Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt dir's nicht.“ — Deswegen vielmehr legte der HErr dem Philippus diese Frage vor, „um ihn zu versuchen“. Er wollte seinen Jünger versuchen, nicht zum Bösen, zur Sünde, sondern zum Guten. Es sollte an dieser Frage sich zeigen, ob Philippus den rechten Mann kenne, der auch diese vielen Tausende speisen und Brod die Fülle für sie herbeischaffen könne. Nicht der HErr selbst wollte es erfahren, wie es um seinen Jünger stehe, denn er wußte wohl, was im Menschen war, er sah den Kleinglauben in dem Herzen desselben; nein, Philippus selber und die andern Jünger sollten ihren Kleinglauben erkennen, sollten beschämt werden und erschrecken. Die Jünger sollten es sehen und lernen, wie sehr ihr Herz noch am Irdischen hing, wie sie anstatt auf den lebendigen Gott noch auf die irdischen Mittel ihr Vertrauen setzten. So prüft der HErr auch jetzt noch häufig den Glauben der Seinen. Er läßt sie in irdische Noth kommen, Mangel klopft an ihre Thür, der irdischen Mittel werden wenige. Da wollen die bangen, zweifelnden Fragen aufsteigen: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Im Ueberfluß, wenn die irdischen Mittel reichlich vorhanden sind, ist es leicht, von Gottvertrauen zu reden; dann erst, wenn die irdischen Mittel mangeln, zeigt es sich, worauf ein Christ sein Vertrauen setzt, auf die irdischen Mittel, oder auf den lebendigen Gott, dem es ein Leichtes ist, durch viel oder wenig oder durch nichts zu helfen.

B. 7. „Philippus antwortete ihm: Zweihundert Pfen-  
nig werth Brods ist nicht genug unter sie, daß ein jeglicher



unter ihnen ein wenig nehme.“ Die andern Evangelisten, welche diese Unterredung, die der Herr insonderheit mit Philippus hatte, nicht berichten, legen diese Antwort den Jüngern im Allgemeinen in den Mund. Und das reimt sich sehr wohl zusammen. Philippus antwortete im Namen aller andern Jünger; was er sagte, das war ihrer aller Meinung. Sie alle sahen die irdischen Mittel an, und nicht den Herrn. Es ist auch sehr wohl möglich, daß auch noch andere Jünger, die wohl merkten, daß diese Frage des Herrn eigentlich ihnen allen galt, ihre Meinung, ihren Kleinglauben aussprachen. — Philippus bestand also diese Prüfung schlecht. Der Herr hatte ihn gefragt: „Woher (πόθεν) kaufen wir Brod?“ und der Jünger hätte antworten sollen: Herr, alles Brod kommt von dir, du bist es, der da sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Aber anstatt dessen bekümmert sich Philippus um das Womit und sieht auf die irdischen Mittel, und da weiß er keinen Rath und keine Hilfe mehr. „Zweihundert Pfennig werth Brods“, so spricht er. Ein Pfennig oder Denar beträgt etwa 16 Cents, so viel betrug etwa der Tagelohn der damaligen Zeit. Vgl. Matth. 20, 2. Zweihundert Denare nennt Philippus, um eine große Summe Geldes zu bezeichnen. Wenn wir auch, so will er sagen, für eine so große Summe Geldes Brod kaufen würden, für eine solche Summe Geldes, wie wir sie gar nicht in unserm Besitz haben, so würde das doch kaum hinreichen, daß ein jeder dieser vielen Menschen auch nur ein Stücklein davon erhielte, geschweige denn, daß es hinreichen würde, alle diese Menschen zu sättigen. Philippus fängt an, nach seiner Vernunft zu rechnen und die irdischen Mittel aufzuzählen, die etwa hier nöthig wären, und so weiß er keinen Rath und keine Hilfe mehr, weil er seine Augen nicht im Glauben aufhebt zu dem, von dem alle Hilfe kommt. „Das ist nun der gemeine Mangel“, sagt Luther, St. Louiser Ausg., Bd. XIII, Col. 281, „den wir noch heutiges Tages nicht allein der Nahrung halben, sondern auch sonst in allerlei Nöthen und Anstößen fühlen, daß wir die Rechnung fein wissen zu machen, was wir bedürfen, wie es wohl vonnöthen wäre, daß uns Rath geschafft und geholfen würde. Wenn's aber nicht so bald da ist, wie wir's gerne hätten, so haben wir von solcher Rechnung nichts mehr, denn Unmuth und Traurigkeit. Und wäre viel besser, wir ließen es sonst Gott walten, und gedächten nicht dran, was wir bedürfen. . . . Weil nun unsere Vernunft anders nicht kann, denn genau rechnen und dahin sehen, was wir bedürfen, und solches dem Glauben ganz entgegen ist, hat der Evangelist solches nicht wollen unbemeldet lassen; auf daß wir an der Jünger Exempel lernen sollen, wie solche Rechnung so ganz und gar falsch und vergebens sei, so wir anders Christen sind und Christum bei uns haben. Der Vernunft nach denken Philippus und Andreas recht, und ist unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch könnte anders denken, oder eine bessere Rechnung machen. Aber wir Christen haben nicht allein Vernunft, sondern haben auch das Wort Gottes. Sollen derhalben nicht allein genau rechnen, sondern auch gewiß glauben können.

Und wo wir mit der Rechnung nicht mögen zukommen, da sollen wir uns an das Wort und Glauben halten."

B. 8. „Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder Simonis Petri.“ Auch hier müssen wir nach dem Berichte der andern Evangelisten noch etwas einschieben. Mit Betrübniß ohne Zweifel hatte der HErr den Kleinglauben seiner Jünger, besonders des Philippus, gehört, aber er schalt und strafte sie nicht, sondern schickte sich nun alsobald an, dem Volke zu helfen. Durch ein herrliches Wunder wollte der HErr den Kleinglauben seiner Jünger zu Schanden machen und ihren Glauben stärken. Aber zunächst sollten die Jünger und das Volk ihre Noth, ihren Mangel in seinem vollen Umfang erkennen. Und so sprach er zu seinen Jüngern: „Wie viel Brode habt ihr? Gehet hin und sehet.“ Marc. 6, 38. Die Jünger sollten sich unter dem Volk umthun und alle vorhandenen Vorräthe herbeibringen, damit jeder sähe, wie gänzlich ungenügend diese irdischen Mittel seien, und des HErrn Wundermacht um so herrlicher erscheine. Und als nun die Jünger diesen Befehl des HErrn ausgeführt hatten, da ergriff im Namen aller Andreas das Wort und sprach: „Es ist ein Knabe hie, der hat fünf Gerstenbrode und zween Fische; aber was ist das unter so viele?“ B. 9. Allerdings sehr, sehr gering war der Vorrath, den die Jünger aufweisen konnten, nur fünf Gerstenbrode und keineswegs große Brode, da ein *παῖς*, ein kleiner Knabe, sie tragen konnte, und als Zukost zwei Fische. Wahrlich, es ist leicht zu begreifen, daß Andreas hinzusetzt: „Aber was ist das unter so viele?“ Wie soll das ausreichen für so viele Tausende? Wie soll da jeder auch nur ein Brosamlein bekommen? Auch Andreas rechnet in seinem Kleinglauben mit dem vorhandenen Vorrath, sieht auf die irdischen Mittel anstatt auf den allmächtigen HErrn und verzagt und verzweifelt an aller Hilfe.

B. 10. Jesus aber sprach: Schaffet, daß sich das Volk lagere. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünftausend Mann.“ Die Jünger sollen dafür sorgen, daß das Volk sich lagere, das heißt, sich zum Essen niederlasse. Das Wort *ἀναπίνειν* heißt, sich zu Tische setzen oder vielmehr legen, denn die Morgenländer saßen bekanntlich nicht, sondern lagen beim Essen. Lagern soll sich das Volk, nicht zum Ausruhen, sondern zum Essen. Diesen Auftrag gab der HErr seinen Jüngern, da noch weiter nichts da war als jener geringe Vorrath, da sollten sie das Volk zum Essen einladen, als ob schon alles reichlich vorhanden sei. Und die Jünger kamen diesem Befehl ihres Heilandes nach. Wohl waren sie noch nicht so weit im Glauben gekommen, daß sie von Anfang an alle Sorge getrost und fröhlich in seine Hände gelegt hätten, aber als der HErr nun Vorbereitungen trifft, das Volk zu speisen, da folgen sie willig und gern seinen Befehlen und sind im Glauben gewiß, daß der HErr die Sache zum guten Ende hinausführen werde, auch



wenn sie es nicht fassen und begreifen können. So lagert sich nun das Volk und zwar, wie Marcus erzählt, in Tischgesellschaften von fünfzig und hundert, daß keiner in dieser Menge übersehen werde. Alles läßt sich fröhlich nieder auf das Gras, und aller Augen warten auf den HErrn, daß er seine Hand aufthue und sie sättige. Und es waren bei fünftausend Mann, die sich gelagert hatten, ohne Weiber und Kinder. Matth. 14, 21.

Und Jesus läßt die Erwartung seiner Jünger und des Volkes nicht zu Schanden werden. „Jesus aber nahm die Brode, dankete und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, wie viel er wollte.“ B. 11. „Jesus nahm die Brode.“ Er wies diese geringen, irdischen Mittel nicht von sich, sondern gebrauchte dieselben. Wohl hatte der HErr sie nicht nöthig. Er, der Schöpfer Himmels und der Erde, hätte auch hier aus Nichts genug Brod schaffen, er hätte, wie einst bei Israel in der Wüste, so auch hier Manna vom Himmel regnen lassen können. Aber das ist so die Weise unsers Gottes. Gott gebraucht die irdischen Mittel, welche da sind. Durch irdische Mittel will er gewöhnlich uns helfen. Und auch wir Christen sollen die irdischen Mittel, die Gott uns an die Hand gibt, nicht verachten, sondern anwenden und gebrauchen, aber dabei doch unser Vertrauen nicht setzen auf diese Mittel, sondern auf den lebendigen Gott, der hinter diesen Mitteln steht. Und wenn einmal wenig irdische Mittel da sind oder wenn sie ganz fehlen, so sollen wir dann nicht verzagen, sondern fest glauben, daß der HErr auch diese geringen Mittel reichlich segnen kann, ja, daß Gott überhaupt nicht an Mittel gebunden ist, sondern auch ohne Mittel zu helfen vermag, wenn es sein Wille ist.

Diese wenigen Brode nimmt der HErr in seine Hand und fängt nun an, als ein rechter Hausvater den Seinen auszuthemen. Zuvor aber blickt er auf den Himmel und dankt seinem himmlischen Vater für die empfangenen irdischen Gaben. Der HErr will damit seinen Christen ein Vorbild geben. Auch die Christen sollen, ehe sie sich niedersetzen, den Segen Gottes zu genießen, ihre Herzen aufheben zu ihrem Vater im Himmel und ihm danken für die Wohlthaten, die er allen reichlich und täglich gibt. Durch Gebet und Danksgiving heiligen wir die irdischen Gaben. Und auch dann sollen Christen noch Gott danken, wenn die irdischen Mittel nur gering, scheinbar ganz unzureichend sind. Auf ein solches gläubiges Dankgebet seiner Christen antwortet der HErr mit um so reicherm Segen, daß auch die geringen Güter oft über alles Bitten und Verstehen sich mehrten und hinreichen, allem Mangel abzuhelpen.

Und nachdem der HErr das Tischgebet gesprochen hatte, so brach er die Brode und gab die Stücke seinen Jüngern und diese legten die Speise dem Volke vor. Nicht selbst handelt der HErr mit dem Volke, sondern gebraucht seine Jünger als seine Handlanger. So sollen die Christen, besonders auch die Wohlhabenden und Reichen, denen Gott viele irdische Güter

anvertraut hat, sich als solche Handlanger Gottes ansehen, die Gottes Segen den Armen und Nothleidenden mittheilen. Und indem der HErr so das Brod brach und austheilte, wuchs es wunderbar in seinen allmächtigen Händen. „Es ist ein solch Wunderwerk gewesen, daß das Brod und die Fische unter den Händen dem HErrn Christo sichtbarlich gewachsen ist, wenn er ein Stück in zwei Theile zerbrochen, und den andern Theil von sich gegeben hat, ist dasselbe Theil bald noch eins so groß worden.“ Luther, Bb. XIII, Col. 282. Und ebenso macht es der HErr mit den Fischen. Er theilt aus nicht, so viel da war, sondern „so viel er wollte“, so viel nöthig war, so viel die Leute bedurften. „Siehe, was ein Christ für einen Speisemeister und Haushalter hat an dem HErrn Christo. Wir können nicht mehr noch länger geben, denn wir haben. Aber da sagt Johannes von Christo: Er gab vom Brod und Fischen, nicht wie viel da war, sondern ‚wie viel er wollte‘. Da gedenke nicht, daß er's allein dazumal gethan habe und wollte es nicht fortan unter seinen Christen auch thun. Denn wie zuvor gemeldet, sehen wir Exempel dieses Segens alle Tage: nicht allein mit der Nahrung, daß Gott armen, dürftigen, geringen Leuten, so ihn fürchten und sein Wort lieb und werth haben, Nahrung gibt und empor hilft; sondern auch in allerlei andern Nöthen, daß er wunderbarlich und unversehends Rath schafft. Denn er ist allmächtig und hat uns Hilfe und Rettung zugesagt.“ Luther, a. a. O., Col. 281.

B. 12. 13.: „Da sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme. Da sammelten sie, und füllten zwölf Körbe mit Brocken, von den fünf Gerstenbroden, die überblieben denen, die gespeiset worden.“ Sie waren alle satt geworden. Jesu Segen hatte auf wunderbare Weise diese geringen Mittel gemehrt, daß sie hinreichten für diese so große Menge des Volkes. Ja, noch mehr. Als sie alle satt geworden waren, gab Jesus seinen Jüngern den Befehl, die übrig gebliebenen Brocken zu sammeln. Und da die Jünger das thaten, füllten sie zwölf Körbe an mit Brocken. Es war also viel mehr übrig geblieben, als anfänglich dagewesen war.

Der HErr ließ durch seine Jünger die übrigen Brocken sammeln, einmal wohl deswegen, daß das Volk die ganze Größe dieses Wunders erkenne, aber sodann, und zwar hauptsächlich, deswegen, „daß nichts umkomme“. Der HErr will uns damit lehren, daß auch wir die übrigen Brocken sammeln sollen. „Wo nun unser lieber HErr Christus, so sagt Luther, a. a. O., Col. 284, „durch seinen Segen sich also bei uns läßt sehen, da sollen wir, wie er die Apostel hier heißt, die Brocken aufheben und nicht lassen umkommen. Denn gleichwie unsere Vernunft im Mangel nur rechnen und nicht glauben will: also wo der Segen Gottes reichlich ist, da kann und will die Welt sich auch nicht recht drein schicken. Etliche mißbrauchen des Segens zum Ueberfluß. . . . Aber es hat die Meinung gar



nicht. Man soll Gottes Segen fleißig aufheben und nicht verschwenden, sondern auf die künftige Noth sparen. . . . Daß der Herr die Brocken, so überblieben waren, heißt aufheben, das will er nicht also verstanden haben, daß man darum geizen sollte; sondern daß du deinem Nächsten zur Noth damit dienen, und den armen Leuten, denen mangelt, desto leichter helfen mögest."

In den beiden letzten Versen erzählt endlich noch der Evangelist den Eindruck, den dieses große Wunder auf das Volk machte. „Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus that.“ B. 14. Ein Zeichen wird dieses Wunder genannt, ein Zeichen sollte es dem Volke sein. Der Herr Christus selbst hat am andern Tage zu Capernaum in einer langen Predigt dem Volk dieses Wunderzeichen erklärt, wie Johannes weiter in diesem selben Capitel erzählt. Das sollte das Volk aus diesem Wunder erkennen, daß dieser Jesus, der auch leiblich die Seinen speist und ihnen das irdische Brod gibt, selbst das rechte geistliche Brod, die rechte geistliche Speise zum ewigen Leben ist, das rechte Brod, vom Himmel kommen, das der Welt das Leben gibt, wie der Herr selbst sagt: „Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten.“ Joh. 6, 35. Als den Heiland der Welt sollten sie ihn im Glauben genießen, sein Verdienst hinnehmen und also Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erlangen. Aber das Volk deutet dieses Zeichen anders. Wohl sprechen sie: „Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.“ B. 14. Sie bekennen, daß dieser Jesus der von Mose geweissagte, große Prophet, also ihr langerwarteter Messias sei. Aber sie verbinden damit ihre fleischlichen Messiasgedanken. Jesus hatte ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigt, ihnen leibliches Brod gegeben, nun war er ihr Messias, nun meinten sie, jetzt sei das Reich des Messias angebrochen, ein irdisches, weltliches Reich, darin sie alles in Hülle und Fülle, irdische Freude und zeitliches Wohlleben, irdische Macht und Herrlichkeit haben würden. Als solchen irdischen König und Messias wollten sie ihn ausrufen. Eine große Bewegung und äußerliche Begeisterung ergriff das ganze Volk. Sie trafen Vorbereitungen, Jesum gewaltsam zu ergreifen (*ἀπαρξεν*), sie hatten sich wohl vorgenommen, Jesum gewaltsam, wenn er nicht freiwillig mitgehe, nach Jerusalem zu führen und ihn dort am Osterfest vor dem versammelten Israel als König zu proclamiren, als leiblichen König Israels, unter dessen Führung sie das verhaßte Joch der Römer abschütteln und ein Reich irdischer Herrlichkeit aufrichten wollten. So halten auch jetzt noch manche sich zu Christo und seiner Kirche um äußerer irdischer Vortheile willen. Sie suchen bei Christo nicht Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, sondern irdisches Brod, leibliches Wohlergehen. — Als aber Jesus die Absicht des Volkes merkte, „entwich er abermal auf den Berg, er selbst allein“. B. 15. Diesem thörichten Verlangen des Volkes konnte der Herr nicht nachgeben, sonst hätte er sein ganzes Erlösungswerk zerstört,

denn sein Reich „ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“. Daher entzog sich der Herr dem Volk und verbarg sich auf dem Gebirge, und zwar ging der Herr ganz allein, seinen Jüngern befahl er, nach Capernaum zu fahren. Der Herr blieb allein und verbrachte fast die ganze Nacht im Gebet mit seinem himmlischen Vater. Marc. 6, 46. Gerade diese fleischliche Begeisterung des Volkes zeigte dem Herrn wieder so klar und deutlich, daß es von dem rechten Messias nichts wissen wollte, daß das Volk im Großen und Ganzen ihn schließlich verwerfen werde. Durch diese fleischliche Begeisterung hatte das Volk schon eigentlich seinen Messias verworfen. Dieser Vorgang mußte dem Herrn so recht lebhaft den Ausgang vor die Augen stellen, den er in Jerusalem nehmen sollte. Und darum suchte der Herr Stärkung im brünstigen Gebet mit seinem Vater.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf das zweite Speisungswunder, Marc. 8, 1—9. und Matth. 15, 32—38., und achten wir besonders auf das, wodurch es sich von dem ersten unterscheidet.

Der Herr befand sich in der Decapolis, in der Grenze der zehn Städte. Eine sehr große Menge Volks (*ταπνλίου χλν*) war um ihn versammelt. Und nicht nur Einen, sondern schon drei Tage hatten diese Leute bei ihm in der Wüste ausgeharrt. Sie waren ihm nachgefolgt, um aus seinem Munde Worte des ewigen Lebens zu hören. Darüber hatten sie Speise und Trank ganz vergessen. Und so kamen sie in große Noth, daß die Gefahr des Verhungerns nahe lag. So führt der Herr die Seinen oft in Noth, zuweilen in große, leibliche Noth. Gerade weil sie dem Herrn so treu dienen, so kommen die Christen oft in irdische Noth, müssen manchen irdischen Vortheil und Gewinn fahren lassen, den sie mitnehmen könnten, wenn sie weniger gewissenhaft wären rc.

Aber der Herr sieht die große Noth des Volkes, noch ehe ihn jemand darauf aufmerksam macht, er kennt die Noth in ihrem ganzen Umfange, kennt sie besser als die Jünger und das Volk. Und es jammert ihn des Volkes, die Noth desselben geht ihm zu Herzen, er hat Mitleiden mit seiner Noth. Und dieser Jesus ist heute noch derselbe. Das ist der Trost, den die Christen haben in ihrer Trübsal: Der Herr, der allwissende Gott, kennt ihre Noth, kennt sie in ihrer ganzen Größe, er weiß auch Mittel und Wege, der Noth abzuhelpen. Und er hat auch Mitleid, Erbarmen mit ihrer Noth, mit ihrer Trübsal.

Und der Herr hilft nun auch zur rechten Stunde. Er läßt wieder die geringen Mittel herbringen; und es sind dieses Mal sieben Brode und ein wenig Fischlein, die sich finden. Und nun vollbringt der Herr dasselbe Wunder und sättigt mit diesen geringen Mitteln viertausend Mann ohne Weiber und Kinder. Wenn der Herr auch zuweilen in Noth führt, so hilft er doch immer wieder. Er macht immer wieder seine Verheißung wahr: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Matth. 6, 33.



Und nach der Speisung huben auch hier wieder auf Jesu Befehl die Jünger die übrigen Brocken auf und sammelten sieben Körbe voll. Es war im Anfang etwas mehr da als bei dem ersten Wunder, es waren weniger Leute gespeist worden, und doch blieb weniger übrig, während man mehr hätte erwarten sollen. Der Herr will zeigen, daß es gar nicht auf die irdischen Mittel ankommt, oder auf die Menge derer, die zu speisen sind, sondern allein auf ihn, den allmächtigen Herrn, daß er so viel schafft, als er für nöthig hält, und so viel übrig bleiben läßt, als ihm gut zu sein scheint.

Gerade auch an diesen Speisungswundern hat die menschliche Vernunft von jeher Anstoß genommen, und es hat daher an mancherlei Versuchen nicht gefehlt, dieselben auf natürliche Weise zu erklären. Aber alle solche Erklärungsversuche sind jämmerlich gescheitert. Wir müssen gerade auch hier unsere Vernunft beugen unter dem Gehorsam des Glaubens. Der Herr zeigt sich hier als der allmächtige Gott, dem die ganze Natur, Himmel und Erde, unterthan ist, der sich auch durch die Naturgesetze, die er selbst in die Natur gelegt hat, nicht binden läßt. Gerade diese Naturwunder, wie man sie genannt hat, die Stillung des Sturmes, sein Wandeln auf dem Meer, die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana und diese wunderbare Vermehrung des Brodes und der Fische, zeigen uns so recht die Schöpferherrlichkeit Jesu Christi, beweisen uns vor seinen andern Wundern, daß er auch im Stande seiner Niedrigkeit seine göttliche Majestät nicht abgelegt hatte, daß er auch in den Tagen seines Fleisches der war, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort und alles lenkt und leitet nach seinem Wohlgefallen. — Aber eben solche, ja, noch größere Wunder thut Gott täglich vor unsern Augen. „Denn was ist wunderbarer, als daß jährlich so viel Früchte, so viel Samen, so viel Thiere &c. aus der Erde hervorgebracht werden? Aber weil sie Jahr aus Jahr ein geschehen, so werden sie dadurch verächtlich, wie Augustinus spricht.“ Luther, Bd. VII, Col. 269. Und abermal sagt Luther: „Das sind eben die Wunder, so von Anfang der Welt gestiftet und täglich gehen, daß wir damit gar überschüttet sind, ohne das, weil sie so gemein sind, daß sie unsere Augen und Sinne fühlen, so muß Gott zuweilen, wie er hier thut, nicht ein größeres, aber doch ein sonderlicheres machen, das nicht nach gemeinem Lauf geht, damit er uns aufwecke und durch solch einzeln sonderlich Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt.“ Bd. XI, Col. 1380.

Diese beiden Perikopen stellen den Herrn Jesum dar als den rechten Helfer nicht nur im Geistlichen, sondern auch im Leiblichen und Irdischen, und das gibt ein passendes Thema für beide Evangelien, daß Christus der rechte Versorger der Seinen auch im Irdischen ist, der die Seinen zuweilen in irdische Noth kommen, aber sie nicht darin umkommen läßt, sondern zur rechten Zeit hilft, oft auf wunderbare Weise. Aber beide Perikopen zeigen auch, daß Christus nicht nur seine lieben Kinder, seine Christen, erhält und

speist, — denn jene Fünftausend und Viertausend waren keineswegs alle oder auch nur zum größten Theil wahre Jünger Jesu — sondern daß er die ganze Welt erhält und trägt mit seinem kräftigen Wort, daß er der Herr der ganzen Schöpfung ist. Und so kann man diese Perikopen benutzen, um die Glaubensartikel von der Schöpfung und besonders von der Erhaltung in einer Lehrpredigt ausführlich darzulegen. Nach einer von diesen Perikopen läßt sich auch das Thema abhandeln, wie die Christen sich verhalten sollen in Bezug auf die irdischen Gaben und Güter, daß sie im Mangel nicht verzagen, sondern ihr Vertrauen auf den allmächtigen Gott setzen, daß sie aber auch im Ueberfluß nicht verschwenden noch geizen, sondern die übrigen Brocken sammeln sollen, und zwar zu ihrer eigenen Nothdurft, und damit sie haben, zu geben den Dürftigen. Auch darüber läßt sich reden nach beiden Perikopen auf Grund des Vorbildes Christi, daß wir Christen Gott dankbar sein sollen auch für die irdischen Gaben, daß wir „mit Dankagung empfangen unser täglich Brod“. (Tischgebet.)

Die erste dieser beiden Perikopen gibt insonderheit den Gedanken an die Hand, daß die irdische Noth, in welche Gott seine Kinder kommen läßt, häufig eine Prüfung unsers Glaubens ist, und man kann dabei zeigen, wie schlecht gewöhnlich die Christen in dieser Prüfung bestehen, wie aber der Herr dennoch durch seine gnädige Durchhilfe, die er sie erfahren läßt, ihren schwachen Glauben beschämt und stärkt. Oder berücksichtigt man die Passionszeit, in welche der Sonntag Lätare fällt, so kann man auch wohl einmal dieses Evangelium allegorisch behandeln und mit Bezugnahme auf die nachherige Predigt Jesu in Capernaum den Herrn darstellen als das rechte Brod des Lebens, vom Himmel kommen, das gebrochen ist am Stamme des Kreuzes, der Welt geistliches und ewiges Leben zu geben. — Achtet man auf den Schluß der Perikope, auf die Aufnahme, welche dieses Wunder bei dem Volke fand, so ergibt sich der Gedanke, wie gefährlich es ist, um irdischer Vortheile willen sich zu Jesu und seiner Kirche zu halten, denn solche Leute verzerrten durch ihren irdischen Sinn alle geistlichen Segnungen des Herrn und verwerfen ihren Heiland.

Die zweite Perikope zeigt uns insonderheit Christum als den rechten Helfer in aller Noth, der da sorgt zuerst für die geistlichen, dann aber auch für die leiblichen Bedürfnisse seines Volkes. Oder man kann an dem Verhalten des Volkes auch diesen Gedanken ausführen, daß wir Christen uns durch die Sorge für das Irdische nicht abhalten lassen sollen von der Sorge für unsere unsterbliche Seele, daß wir trachten sollen am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und daß uns dann alles andere zufallen wird. Aber auch so läßt sich der Gedanke ausführen: Christen kommen zwar zuweilen gerade durch ihre Treue und Gewissenhaftigkeit in irdische Noth und Trübsal, aber sie sollen nicht verzagen, denn der Herr kennt und weiß ihre Noth, und er kann und will zur rechten Zeit seine Wunderhilfe erscheinen lassen.

G. M.



## Beichtrede über Jes. 38, 17. ~~X~~

„Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Denn du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück.“ Diese Worte sind aus einem Bekenntniß des Königs Hiskia genommen. Wir wissen, daß derselbe einmal todtkrank war. Da ließ ihm Gott durch den Propheten Jesaias sagen: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben.“ Aber als Hiskia sich vor Gott demüthigte, bat und flehte um Gnade, da ließ ihn Gott wieder gesund werden und legte seinem Leben noch fünfzehn Jahre zu. Darnach verfaßte der König eine Schrift, darin er mit Dank gegen Gott von den Erfahrungen redet, welche er in jener Zeit der Krankheit und Anfechtung gemacht hat. Und da hören wir unter anderm auch diese Worte von ihm, die wir jetzt zu unserer heutigen Vorbereitung kürzlich mit einander erwägen wollen. Sie sind

### ein Bekenntniß des Königs Hiskia

1. von seiner Sündennoth,
2. von der Erbarmung Gottes über ihn.

#### 1.

Dem König Hiskia war zur Zeit seiner Krankheit um Trost sehr bange, das heißt, er hatte keinen Trost. Er war trostlos. Und warum? Er hatte den Tod vor Augen. Er sollte sterben. Gott hatte ihm dies sagen lassen. Diese Botschaft hatte ihn an seine Sünden erinnert und an das bevorstehende Gericht. Daß die Erinnerung an seine Sünde die eigentliche Ursache seiner Angst und Trostlosigkeit war, erkennen wir klar aus dem letzten Theil des Verses: „Du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück.“ Die Ankündigung seines Todes erschien ihm als das Urtheil des durch seine Sünden erzürnten Gottes. Gott hat meine Sünden, denkt er, ins Licht vor seinem Angesicht gestellt. Dadurch ist sein Herz gegen mich im Grimm entbrannt, und so trifft mich nun diese Krankheit, die meinem Leben ein Ende machen wird, daß ich hinabfahren muß in Tod und Hölle.

Aber wie kam es, daß Hiskia seiner Sünden wegen so erschrocken und trostlos war? Hatte er denn ein Verbrechen oder andere besonders böse Dinge auf dem Gewissen? Das lesen wir nicht. Im Gegentheil, er war ein frommer Mann gewesen. „Er hing dem HErrn an, und wich nicht hinten von ihm ab und hielt seine Gebote“, heißt es von ihm. Aber meint ihr denn, daß einer besonders schwere Sünden auf dem Gewissen haben müsse, um vor Gott zu erschrecken und trostlos zu sein? Meine lieben Mitchristen, hat uns Gott vor groben Sündenfällen bewahrt, so sei er dafür gelobt und gepriesen. Wer ist indessen unter uns, der darum rühmen und sagen könnte: „Ich bin rein in meinem Herzen und lauter von meiner Sünde?“ Sind wir nicht allesammt wie die Unreinen? Wir haben, Gott Lob, gute Er-

kenntniß dessen, was wir thun sollen und Gott von uns fordert; aber wo bleibt das Thun? Wie sehr tritt oft in unserm Herzen die Furcht Gottes zurück, die für seine Ehre eifert und sich jeder Regung der Sünde widersetzt. Wie kalt sind wir oft, wo wir in Liebe zu Gott brennen sollten. Wie sind wir oft so verzagt, wo wir in Gottes Namen muthig und getrost sein sollten. Wie bald ermüden wir im Gebet und vergessen das Loben und Danken. Wie leicht vergessen wir Gottes Wort, wenn wir's auch mit Andacht gehört und gelernt haben. Wie viel fehlt, daß wir unsern Nächsten lieben, als uns selbst. Denken wir nur daran, daß wir unserer Zunge so oft gestatten, von ihm Uebles zu reden, wo wir seine Sünden in Liebe zudecken, ihn entschuldigen und Gutes von ihm reden sollten. Und die vielen sündlichen Lüfte und Begierden, die durch unsere Seele ziehen, wer könnte die zählen! — Wenn nun Gott mit uns Geduld hat und straft uns nicht auf frischer That, läßt nicht sofort die Blitze seines Zorns auf uns herabfahren, wollen wir dann denken, es sei für uns keine Gefahr, unsere Sünden seien nicht so schlimm, auf denselben lägen nicht so schwere Strafen wie auf den Sünden des Hiskia? O, reizen wir nicht mit solcher Sicherheit Gott, seine Macht und seinen Zorn an uns zu beweisen! Seien wir versichert, daß unsere Sünden nicht geringer und in Gottes Augen nicht weniger ein Greuel sind, als die Sünde Davids, den Gott darum sein Leben lang gezüchtigt hat, oder als die Sünde Ahabs, dessen ganzes Haus er darum ausgerottet hat; ja, daß sie gewiß nicht geringer und weniger strafbar sind, als die Sünde Hiskias, den Gott in der Hälfte seiner Tage wegtraffen wollte. Wenn wir das erkennen und glauben und recht bedenken, so wird uns auch um Trost bange werden. Denn wer gibt uns denn Bürgschaft dafür, daß Gott nicht auch über uns mit seinem Gericht kommen wird, daß er nicht jetzt schon ein Unglück über uns bereitet hat? — Erkennt und glaubt ihr dies und erfahrt etwas von der Noth des Königs Hiskia, daß ihr auch mit ihm klagen möchtet: Um Trost ist mir bange, so laßt mich euch nun auch an den zweiten Theil seines Bekenntnisses erinnern.

## 2.

Von der Erbarmung Gottes über ihn. Er bekennt nämlich weiter: „Du aber“ u. Er will sagen: Es war mir wohl um Trost sehr bange; ich war erschrocken und trostlos, denn ich dachte, ich müßte in meinen Sünden sterben und den Lohn derselben ewig leiden. Aber du hast mich nicht verderben lassen. Du hast dich meiner Seele herzlich angenommen. Es war nicht deine Meinung, daß ich sollte ohne Trost hinsahren und ewig verloren sein. Nein, du hast Erbarmen gehabt mit mir und bist gnädig gewesen und hast alle meine Sünden hinter dich geworfen. Du hast mir meine Schuld erlassen und hast aufgehört, mich derselben wegen zu strafen. Du hast vergessen, daß ich Zorn und Tod verdient habe, hast Gnade für Recht ergehen lassen und mir das Leben geschenkt.



Sagt, Geliebte, warum hat Gott wohl Sorge getragen, daß diese Worte des Hiskia in der Bibel aufbewahrt wurden? Gewiß ist es nicht um des Hiskia willen geschehen, sondern um unsertwillen. Wir sollen, wenn wir unserer Sünden halber erschrocken und trostlos sind, daran denken, und sollen aus diesen Worten sehen und lernen, wie Gott gegen uns gesinnt ist. Wie er nicht den Tod des Hiskia wollte, so will er auch nicht unsern Tod. Wie er ihn nicht in seiner Trostlosigkeit stecken ließ, so will er das auch bei uns nicht thun. Wie er sich des Hiskia erbarmt hat, so will er sich unser auch erbarmen. Denn er will den Tod keines Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wer so wie Hiskia in wahrer Buße zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen, denn er ruft alle Mühseligen und Beladenen zu sich.

O, glaubt es und seid gewiß, sein Herz ist gegen euch nicht anders gesinnt. Hört und merkt nur auf das Wort der Absolution, welches euch auf seinen Befehl und nach seiner Ordnung gesprochen wird, und glaubt und zweifelt nicht, die Sünden seien euch dadurch vergeben vor Gott im Himmel. Achtet auch recht auf die Worte vom Sacrament, da unser HErr Jesus Christus spricht: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, mein Blut, das für euch vergossen wird.“ Erkennt und merkt ihr daraus nicht seine Erbarmung über euch und wie er sich eurer Seele herzlich angenommen hat? Seid nicht nach diesen Worten ihr es gerade, zu deren Erlösung er sich selbst Gott zum Opfer gegeben hat? Und wie viel muß ihm daran liegen, euch in diesem Glauben recht gewiß zu machen, da er euch zum Zeichen und Pfand, daß seine Worte euch gelten, mit seinem Leibe speist und mit seinem Blute tränkt? Gott schenke euch Gnade zu solchem Glauben, so werdet ihr wie Hiskia nach der Traurigkeit auch reich getröstet werden. Amen.

C. C. C.

## Zeichenpredigt über Eph. 3, 14. 15.

(Gehalten beim Begräbniß des Studenten der Theologie Karl Holtmann.)

Es ist insofern kein Unterschied zwischen den Christen und den Weltkindern, als auch die ersteren den Leiden dieser Zeit unterworfen sind. Auch die Christen müssen hier Angst, Noth und Trübsal mancherlei erfahren. Sie müssen es erfahren, wie ihre Pläne durchkreuzt, ihre schönsten Hoffnungen vernichtet werden. Auch sie werden von Armuth und Krankheit befallen, sie müssen ihre Lieben zu Grabe tragen. Und das alles kommt oft plötzlich und unerwartet über sie, trifft sie ganz unvorbereitet. Also darin ist zwischen Christen und Weltkindern kein Unterschied. Aber ein großer Unterschied zeigt sich in der Art und Weise, wie sie sich in solcher Noth, bei solchen Heimsuchungen verhalten. Die Weltkinder klagen, sind trostlos, wissen sich nicht zu fassen. Sie sehen nur auf die Noth, auf das,

was sie verloren, geben sich ganz ihrem Jammer und Schmerz hin, klagen über ihr Schicksal, wie sie es nennen, murren gegen Gott und wollen sich nicht trösten lassen. Oder sie ergeben sich stumpf in ihr Loos, sagen, es ist einmal geschehen, man kann es nicht ändern, aber auch das gewährt ihnen keinen Trost. Ganz anders die Christen. Nicht als ob sie unempfindlich wären gegen allerlei Noth und Heimsuchung; nicht als ob sie es nicht fühlten, wenn der Herr sie schlägt und züchtigt. Sie sind ja auch Menschen. Auch sie werden durch dergleichen niedergeschlagen und sehr betrübt. Auch ihren Herzen entringen sich Seufzer, ihren Augen entfließen Thränen. Ja, ihr Herz ist ihnen wohl oft so schwer, als müßte es brechen unter der Last, die es drückt. Aber bei dem allen, wenn sie auch noch so geängstet sind, sie verzagen nicht. So oft den Christen eine Sorge drückt, eine Angst und Noth befällt, so steigt sein Herz, seine Gedanken hinauf zu Gott, zu seinem himmlischen Vater. Denn der Christ weiß und glaubt es: mein himmlischer Vater, der alles in seinen Händen hat, lenkt und regiert, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach und kein Haar von meinem Haupte fällt, und dessen Willen gegen mich allezeit ein guter und gnädiger Wille ist, der ist es, der hier gehandelt hat, der hat mir diese Noth zugeschiedt, diese Last aufgelegt. Und er weiß, warum, wenn auch ich es jetzt nicht verstehen, nicht fassen kann. Er spricht jetzt zu mir: Was ich thue, weißest du jetzt nicht, du wirst's aber hernach erfahren. Ich weiß, nach seinem Willen soll es alles mir zum Besten dienen. Und er wird mir Kraft geben, das Kreuz zu tragen, er will und wird es mir segnen. Sein Rath ist wunderbar, er führt es aber herrlich hinaus. Darum: „Was betrübest du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.“ Wenn dem Christen auch noch so weh um das Herz ist, Gott sich ihm in einen Grausamen verstellt zu haben scheint, so ruft er doch mit Assaph aus: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ So sind die Christen zwar traurig, aber nicht wie die andern, die keine Hoffnung haben.

Was wir so im Allgemeinen von den Christen gesagt, das laßt uns jetzt auf den gegenwärtigen Trauerfall anwenden. Laßt mich unter Gottes Gnadenbeistand euch die Frage beantworten:

### **Wie sollen und wollen wir als Christen bei dem gegenwärtigen schweren Trauerfall uns verhalten?**

Es wird mir gewiß nicht als bloße Redensart ausgelegt werden, wenn ich hier bezeuge, daß es mir heute besonders schwer wird, zu euch zu reden. Selbst tief ergriffen und trostbedürftig, säße ich heute lieber unter den Weinenden, um Worte des Trostes zu hören. Doch ich soll und will meines Amtes warten. Und dazu gehört, auch in solchen überaus ergreifenden



Fällen zu lehren, zu trösten, zu ermahnen. Ich will, so weit ich es in meiner Schwachheit vermag, durch Gottes Gnade die obige Frage zu beantworten suchen.

Daß es ein besonders schwerer Trauerfall ist, der uns heute hier sammengerufen, darüber kann unter uns kein Zweifel sein. Schon wenn sonst ein Jüngling stirbt, ein junger Christ in der Blüthe seiner Jahre schnell dahingerissen wird, so ist das ein Fall, der allen Christen zu Herzen geht. Hier aber ist ein Jüngling fern von der Heimath, ohne daß seine Eltern an seinem Krankenlager weilen, ihn pflegen, schon durch ihre Gegenwart ihn trösten und beruhigen konnten, unversehens schnell dahingestorben. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Eltern die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Sohnes. Hatten sie doch noch heute vor einer Woche von dem geliebten Sohn einen Brief erhalten, in welchem er ihnen mittheilte, daß er sich wohl befinde. Und schon am fünften Tage darnach traf die telegraphische Nachricht ein, ihr Sohn läge am Typhus todtkrank darnieder. Wohl eilte der Vater so schnell als möglich zu ihm, aber schon etwa zwei Stunden vor seiner Ankunft war die Seele des Sohnes entflohen.

Bedenken wir ferner, der Entschlafene war Student der Theologie. Noch anderthalb Jahre und er hätte das so heiß ersehnte Ziel erreicht gehabt, er hätte mit eintreten können unter die öffentlichen Bekenner und Zeugen der Wahrheit, er hätte übernehmen können das so herrliche Amt, das die Versöhnung predigt. Er stand im siebenten Jahre seiner Vorbereitung dazu. Eine lange Zeit. Wie viele Seufzer und Gebete werden unterdessen die lieben Eltern, wird insonderheit das fromme Mutterherz für ihn zu Gottes Thron empor gesandt haben. Welche Opfer an irdischen Gütern haben sie während dieser Jahre dargebracht für diesen Sohn. Und das alles in der Hoffnung, daß sein und ihr Wunsch möge in Erfüllung gehen, daß er einst in den Dienst des Herrn und seiner Kirche möge eintreten können. Und welch eine Freude war es für sie, und wie werden sie Gott gedankt und seine Gnade gepriesen haben, als sie im vorigen Sommer zum ersten Mal den geliebten Sohn konnten Gottes Wort öffentlich verkündigen hören. Wie werden sie dadurch mit neuer Freude erfüllt worden sein. Und wie werden sie nun die Zeit herbeigesehnt haben, da ihr lieber Sohn, ihr Erstgeborener, würde seine Studien vollendet haben und ein Botschafter an Christus Statt werden. Und nun dieser Wechsel! Welch ein Schlag für die Eltern, da sie nun alle die schönen Hoffnungen, die sie gehegt, mit ihrem Sohne müssen zu Grabe tragen.

Ja, was sage ich, uns alle, unsere ganze Gemeinde hat in dem Tode dieses Jünglings, dieses so begabten, fleißigen, treuen, frommen Studenten ein schwerer Verlust betroffen. War er doch aus unserer Schule und Gemeinde hervorgegangen. Freuten wir uns doch alle, in ihm bald einen Streiter in Christi Heer, einen Verkündiger des Evangeliums des Friedens zu sehen. Und dieser Schlag trifft uns um so härter, als es schon der zweite

derartige Fall ist, der sich unter uns ereignet. Vor sieben Jahren begruben wir ebenfalls einen Jüngling, der von unserer Gemeinde aus eine Anstalt der Synode bezogen hatte, um sich auf das heilige Predigtamt vorzubereiten. Auch er hätte nur noch etliche Jahre zu studiren gehabt, als die tödtliche Krankheit ihn befiel. Und nun sucht uns Gott abermal so heim. Wieder sind wir in unserer Hoffnung getäuscht.

Wie sollen wir nun als Christen bei dieser Schickung unsers Gottes uns verhalten? „Ich beuge meine Kniee gegen den Vater unsers HErrn Jesu Christi“, so bezeugt der zu Rom im Gefängniß liegende Apostel Paulus den Christen zu Ephesus. Und das, meine Lieben, das ist das erste, was auch uns gebührt in diesem so schweren Trauerfall. Unsere Kniee sollen und wollen wir vor Gott beugen. Das Knieebeugen ist ein Zeichen der Ehrerbietung, der Demuth, der Unterwürfigkeit. Unsere Kniee vor Gott beugen in diesem Falle heißt, Gott die Ehre geben, erkennen, anerkennen, daß Gott, der allerhöchste HErr, es ist, der hier gehandelt hat. Erkennen, daß vor diesem HErrn wir nichts als ohnmächtige Creaturen, Staub und Asche sind. Auf alle Fragen, die in Bezug auf diesen Todesfall und was damit zusammenhängt, in uns aufsteigen, und die wir nicht beantworten können, für alles, was dabei uns unerklärlich und unbegreiflich vorkommt, sollen und wollen wir die Lösung darin suchen, daß wir sprechen: „Es ist der HErr, er thue, was ihm wohlgefällt.“ Uns, als Christen, gebührt, nach dem Willen des HErrn unsere Söhne herzugeben, daß sie für seinen Dienst sich vorbereiten, die nöthigen Opfer dazu und unsere Gebete und Fürbitten darzubringen. Wenn aber dann das, was wir beabsichtigt, nicht erreicht wird, wenn die Sache einen andern Ausgang nimmt, als wir erwartet und gehofft, so sollen wir wissen und glauben: es ist nach des HErrn Willen so und nicht anders gegangen. Da sollen wir demüthig mit David sprechen: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun; du wirst's wohl machen.“ Und mit dem HErrn Jesu: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

Unsere Kniee sollen und wollen wir vor Gott beugen auch in demüthigem, gläubigem Gebet vor ihm. Gerade solche außerordentlichen Heimsuchungen, wenn Gott eine so schwere Last uns auflegt, das drückt uns nieder in den Staub, das bringt uns auf die Kniee, daß wir lernen beten, von Herzen zu Gott schreien und seufzen. Und was ist es, um das wir da Gott vor allem zu bitten haben? Um Vergebung unserer Sünden. Auch uns Christen klebt immerfort die Sünde an in allem, das wir thun. Auch wenn christliche Eltern einen Sohn studiren lassen, bei den Opfern, die sie dazu bringen, bei den Hoffnungen, die sie dabei hegen, schleicht so leicht das Fleisch sich mit ein, daß sie nicht allein Gottes Ehre dabei immer im Auge haben, nicht immer bedenken, daß alles Gabe und Gnade Gottes ist. Und manche andere Glieder sehen wohl scheel auf solche Eltern, die einen oder gar zwei Söhne studiren lassen, reden davon, daß die Leute hoch



hinaus wollen mit ihren Söhnen, bedenken nicht, welche Opfer dieselben bringen zum Besten des Reiches Gottes. Und wir alle sollen hierbei erkennen und bedenken lernen, daß Prediger und Lehrer, rechtgläubige Diener am Wort, eine Gabe Gottes sind. Er macht sie tüchtig, er gibt sie, wann und wie er will, aber er will darum gebeten sein; er will sie als seine Gabe anerkannt haben. Er will, daß wir sollen uns dankbar erweisen für solche seine Diener, die uns seinen Rath zu unserer Seligkeit verkündigen.

So wollen wir denn, wir alle, auch in diesem Fall unsere Kniee vor Gott beugen, indem wir in demüthiger Unterwerfung ihm die Ehre geben, ihn walten lassen; und indem wir auch in Demuth ihm unsere Sünden und Schwachheiten bekennen und bei ihm Gnade und Hülfe suchen. Das ist uns nöthig, ist uns nützlich und heilsam. Und warum sollten wir das nicht thun? Warum sollten wir unserm Gott es nicht zutrauen, daß er es nur gut mit uns meine, auch wenn er uns züchtigt? Warum sollten wir nicht glauben, daß er aus Gnaden uns alle Sünden und Schwachheiten vergeben werde? Ist doch dieser unser Gott nicht ein Tyrann, der nach Willkür mit uns handelte, auch nicht unser Feind, der um unserer Sünden willen uns wollte verderben. Nein, er ist „der Vater unsers HErrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden“. Der Vater unsers HErrn Jesu Christi ist es, gegen den wir unsere Kniee beugen. Der Vater, der von Ewigkeit die Welt und auch uns geliebet hat, so geliebet hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Der seinen eingeborenen Sohn für uns hat lassen Mensch werden, für uns hat lassen leiden und sterben, damit wir, von Sünde, Tod und Teufel erlöst, mit unserm Gott versöhnt, ewig leben möchten. Der Vater, der in Christo Jesu uns zu seinen Kindern angenommen hat, dessen Vaterauge über uns wacht, dessen Vaterherz für uns schlägt, dessen Vaterarme uns allezeit geöffnet sind. Der ist's, von dem wir Christen bekennen: „Ich glaube an Gott den Vater“, das heißt, ich glaube, daß Gott, der Vater unsers HErrn Jesu Christi, sei mein Vater, mein Beschirmer und Beschützer, der um Christi willen mich zu seinem Kinde angenommen hat. Gott ist aller Creaturen Vater, insofern er sie alle erschaffen hat und erhält. Er ist aller Menschen Vater, insofern er sie alle erlöst hat. Er ist aller Gläubigen Vater, weil er sie wiedergeboren und in Christo zu seinen Kindern angenommen hat. Und sie, die Gläubigen, sind darum auch seine rechten Kinder.

Und nun seht, dieser Gott und Vater ist es, der hier gehandelt hat. Er hatte den Entschlafenen mit so schönen Gaben ausgerüstet, hat die Lust zum Studium in ihm erweckt, hat so lange seine Arbeit gesegnet, ihn erhalten und beschützt. Er ist's, der die Angehörigen des Entschlafenen so viele Freude an ihm hat erleben lassen. Er ist's auch, der sein Lebensziel ihm gesetzt hatte, der so früh aus diesem Leben ihn abgerufen; denn er ist's, der die Menschen läßt sterben und spricht: kommt wieder, Menschenkinder.

Sollte nun dieser Gott und Vater, der seine Kinder lieb hat in Christo Jesu, der mit ihnen versöhnt ist, der immer Gedanken des Friedens über sie hat, und nicht des Leides, der nichts anderes will, als daß uns soll geholfen werden, der da will der Seelen Seligkeit: sollte dieser Gott hier im Zorn gehandelt haben? Nein, das ist nicht möglich. Können wir auch jetzt nicht alles verstehen, drängen sich uns Fragen auf, die wir nicht beantworten können; das e i n e ist uns gewiß: Gottes Wille ist hier geschehen, aus Liebe hat er gerade so gehandelt, er hat dabei das Beste aller Betheiligten im Auge. Das wollen wir glauben, und er wird es uns einst erfahren lassen.

Daß dem lieben Entschlafenen durch seinen frühzeitigen Tod wohl geschehen, daran zu zweifeln haben wir durchaus keine Ursache. Er stand im Glauben an seinen Heiland. Schon als Kind zeigte er ein stilles, ernstes Wesen. Er war ein fleißiger, treuer Schüler, an dem seine Lehrer Freude hatten. Auch in Bezug auf seinen Wandel hatte er stets das beste Zeugniß. Also er stand im Glauben an seinen Heiland, dem zu dienen seines Herzens sehnliches Verlangen war. Es war seine Lust, schon jetzt auf Missionsplätzen Gottes Wort verkündigen zu dürfen. Er hat, wie einer seiner Lehrer bezeugt, auf seinem Krankenlager, am Tage vor seinem Heimgang, seinen Glauben an seinen Heiland bekannt und erklärt, daß er bereit sei, auf diesen Glauben fröhlich und getrost abzuschneiden. So sind wir getrost, er war ein Kind Gottes und ist als solches eingegangen zu der Schaar der selig Vollendeten im Himmel. So hat er das Hauptziel erreicht. Er verkündigt nun mit neuem Munde und reinen Lippen die Ehre seines Gottes und sagt Preis und Dank dem Lamm, das erwürget ist. Er hat nun ausstudirt; er ist jetzt dort, wo das Wissen nicht mehr Stückerk ist, wo es keine ungelösten Fragen mehr gibt, wo der ganze Rath Gottes, seine wunderbaren, aber seligen Führungen vor den Augen der Seligen wie ein aufgeschlossenes Buch daliegt und sie erkennen, wie der Herr alles, alles so herrlich hinaus geführt hat.

Und derselbe Gott und Vater ist es, ihr lieben Eltern, der euch heimgesucht hat. Ihm, seinem Dienst hattet ihr euren Sohn geweiht. Zu ihm habt ihr eure Herzen im Gebet erhoben für den lieben Sohn. Nach seinem Willen habt ihr die nöthigen Opfer dargebracht. Sollten nun eure im Glauben zu diesem Gott und Vater gerichteten Gebete vergeblich gewesen sein? Gewißlich nicht. Sie sind erhört worden in Bezug auf euren Sohn. Gott hat ihn im Glauben erhalten, ihn zur ewigen Seligkeit eingeführt; was hätte er Größeres an ihm thun können? Er hat euer gläubiges Gebet auch an euren Herzen gesegnet, hat dadurch euren Glauben gestärkt, euch immer besser gelehrt, euren Willen in seinen, eures himmlischen Vaters, Willen zu ergeben. Und die Opfer, die ihr gebracht für euren Sohn, sollten die nun umsonst, verloren sein, weil der Sohn das von euch erwünschte Ziel nicht erreicht hat? Nein; habt ihr anders diese Opfer gebracht im Glauben, aus Liebe zu dem Herrn und seiner Kirche, so ist auch



kein Cent davon verloren. Wo ihr im Glauben und auf Gottes Wegen verharret, so wird der Herr euch das segnen auch im Irdischen. Und dereinst werdet ihr die Stimme hören: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Gehet ein zu eures Herrn Freude.

Und auch wir, geliebte Glieder dieser Gemeinde und ihr Glaubensgenossen alle, wir wollen auch fernerhin williglich dem Herrn unsere Söhne dargeben, daß sie für den Dienst in seiner Kirche zugerüstet werden. Wir wollen nach des Herrn Willen nicht müde werden, an unserm Theil mitzuhelfen, daß Arbeiter in die Ernte gesandt, daß Gottes Reich gebaut werde. Und dabei wollen wir fleißig in kindlich gläubigem Gebet und Fürbitte unsere Kniee beugen gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Amen.

Ph. Sch.

## Wie soll ein Pastor seine Gemeinde und die einzelnen Glieder derselben ermahnen zum rechten und fleißigen Gebrauch des heiligen Abendmahls?

(Schluß.)

Wenn ein Seelsorger es mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde zu thun hat, wenn er denen nachgeht, bei denen er sieht und merkt, daß sie nachlässig und träge sind im Genuß des heiligen Abendmahls, so hat er nicht etwa andere Mittel anzuwenden, andere Gründe zu bringen als bei der öffentlichen Ermahnung, sondern er muß dasselbe Wort Gottes gebrauchen, dieselben Gründe bringen, dieselbe Belehrung, Ermahnung und Warnung den einzelnen ans Herz legen, die er anwendet, wenn er öffentlich die ganze Gemeinde zum treuen und fleißigen Genuß des heiligen Abendmahles ermahnt. Aber wenn der Pastor mit den einzelnen Seelen handelt, so kann und soll er auch auf die einzelnen Fälle eingehen und aus der reichen Schatzkammer des göttlichen Wortes gerade das hervorbringen, was jeder einzelnen Seele besonders nöthig ist, Lehre, oder Ermahnung, oder Warnung, oder Trost. In der speciellen Seelsorge muß der Pastor in herzlichster Liebe auf jeden einzelnen Fall eingehen, jeden einzelnen Fall nach seiner Eigenthümlichkeit ansehen und behandeln. Und dazu ist zunächst nöthig, daß der Seelsorger, nicht etwa inquisitorisch, sondern durch ein freundliches, seelsorgerliches Gespräch mit seinem Beichtkinde zu erfahren sucht, was gerade bei diesem die eigentliche Ursache sei, warum er so selten zum Sacrament komme. Der Pastor ist als Seelsorger einem Arzt zu vergleichen. Wie ein Arzt an seinem Kranken zuerst den eigentlichen Sitz der Krankheit zu erforschen und alle Symptome derselben zu erkennen sucht, und darnach die Arznei bestimmt und einrichtet, die er dem Kranken verschreibt, so muß auch der Seelsorger, als der geistliche Arzt, genau den Sitz der geistlichen

Krankheit zu erforschen suchen und darnach aus Gottes Wort das rechte passende Heilmittel darreichen.

Wenn nun ein Seelsorger in rechter pastoraler Weisheit den Seelenzustand eines jeden einzelnen zu erkennen sucht, so wird er gar verschiedene Ursachen finden, durch welche die einzelnen sich abhalten lassen, zum Sacrament zu kommen. Den einen hindert dieses, den andern jenes. Es würde uns hier zu weit führen, alle diese einzelnen Gründe anzuführen und zu besprechen. Nur die Gründe und Entschuldigungen, welche die Leute am häufigsten anführen für ihre Mißachtung des heiligen Abendmahles, mit denen der Pastor am meisten zu thun hat, wollen wir hier kurz berücksichtigen.

Ein gar häufig vorkommender Grund, warum so viele das Sacrament gering achten und nur sehr selten zum Genuß desselben sich einstellen, ist der Mangel an der rechten Erkenntniß in diesem Stück der christlichen Lehre. Gar manche haben es nie recht gelernt oder doch längst wieder vergessen, wozu eigentlich der Herr Christus sein Abendmahl eingelegt hat, welch reiche Gnadenschätze und Güter er in demselben seinen Christen geben will. Ja, es fehlt oft nicht nur an der rechten Erkenntniß, sondern solche Leute haben oft ganz falsche Vorstellungen und Begriffe von diesem Sacrament. Sie halten das Abendmahlgehen nur für eine Christenpflicht, die man hie und da einmal leisten müsse, für ein gutes Werk, das wir zu thun hätten, für einen Dienst, den wir Menschen Gott darbrächten. Auch diese Ansicht kann man zuweilen noch finden, man dürfe ja nicht zu oft zum heiligen Abendmahl gehen. Das Abendmahl sei zu hoch und heilig, das dürfe man nur bei ganz besondern Anlässen und Gelegenheiten gebrauchen, man dürfe ja keine Gewohnheit daraus machen, man entweihe es durch zu häufigen Gebrauch &c. Bei solchen Leuten fehlt natürlich der rechte Antrieb, oft zum Sacrament zu kommen, und wenn sie kommen, so kommen sie doch nicht als gnadenhungerrige Seelen und stehen in großer Gefahr, als unwürdige Gäste an dieser Gnadentafel zu erscheinen und statt des Lebens den Tod zu empfangen.

Hat der Pastor es mit solchen erkenntnißschwachen Gliedern seiner Gemeinde zu thun, so muß er mit aller Geduld und Liebe anhalten, sie zu belehren, muß ihnen aus Gottes Wort zeigen, daß das Abendmahl nicht ein Werk ist, das wir thun, sondern das Gott an uns thun will, nicht ein Dienst, den wir Gott erweisen, sondern ein Dienst, den Gott uns erweist, ein Gnadenmittel, dadurch Gott uns seine Gnade, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit schenkt, dadurch er unsern Glauben erhält und stärkt, unsere Liebe gegen Gott und den Nächsten mehrt, unsere Hoffnung auf das ewige Leben kräftigt. Der Pastor darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, hier immer wieder zu belehren, mit aller Geduld und Langmuth die falschen, vorgefaßten, oft tief eingewurzelten Meinungen in Bezug auf das Abendmahl allmählich durch Gottes Wort zu überwinden und auszurotten. Ist ihm dies durch Gottes Gnade gelungen, hat er diese Leute zur rechten, lebendigen Erkenntniß von dem großen Nutzen und dem reichen Segen des



heiligen Abendmahls gebracht, so werden sie auch willig, oft zu kommen, und lassen durch diesen Nutzen sich reizen und treiben, oft am Tische des HErrn zu erscheinen und sich zu sättigen an den reichen Gütern seines Hauses.

Bei andern Leuten wird der Pastor einen ganz andern Seelenzustand finden. Sie haben allerdings die rechte Erkenntniß vom heiligen Abendmahl, sie haben es in der Schule und im Confirmandenunterricht gelernt und es auch nicht vergessen, sondern sind durch manche Predigt wieder daran erinnert worden, was es eigentlich um das heilige Abendmahl sei, welch große Schätze und Güter Christus in demselben seinen Gläubigen darreicht zum ewigen Leben. Aber obwohl sie dieses alles sehr wohl wissen, so kommen sie dennoch nur selten, und wenn man sie so ruhig dahingehen läßt, immer seltener zum Tische des HErrn. Sie sind so allmählich hierin träge und nachlässig geworden. Sie nehmen es sich wohl noch öfters vor, zum Sacrament zu gehen, ihr Gewissen erinnert sie von Zeit zu Zeit daran, aber immer kommt ihnen etwas in den Weg, bald meinen sie, sie seien nicht geschickt genug, am Sacrament theilzunehmen, bald sind es andere Hindernisse, die sie abhalten. Bei solchen Leuten ist nicht sowohl Belehrung am Platz, sondern Mahnung und auch Warnung. Der Pastor muß es ihnen vorhalten, in welch großer Gefahr sie stehen, wie Satan darnach trachtet, sie endlich vom Wort und Sacrament ganz abzubringen, er sollte sie darauf hinweisen, daß sie um so mehr alle Lust verlieren würden, zum Sacrament zu gehen, je länger sie davon zurückblieben. „Ich will“, so schreibt Luther,\*) „zum Exempel allen, die sich wollen warnen lassen, meiner selbst eigene Erfahrung hier anzeigen, damit man lerne, welch ein listiger Schalk der Teufel sei. Es ist mir etlichemal widerfahren, daß ich mir vorgesetzt habe, auf den oder den Tag zum Sacrament zu gehen. Wenn derselbe Tag gekommen ist, so ist solche Andacht weg gewesen, oder sonst etwas (irgend ein) Hinderniß gekommen, oder habe mich ungeschickt gedäucht, daß ich sprach: Wohlan, über acht Tage will ich's thun! Der achte Tag fand mich abermals ebenso ungeschickt und gehindert, als jener. Wohlan, abermals über acht Tage will ich's thun! Solcher acht Tage wurden mir so viel, daß ich wohl wäre ganz davon gekommen und nimmer nicht zum Sacrament gegangen. Als mir aber Gott die Gnade gab, daß ich merkte des Teufels Büberei, sprach ich: Wollen wir deß, Satan, so habe du ein gut Jahr mit deiner und meiner Geschicklichkeit! Und riß hindurch und ging hinzu, auch wohl etliche male ungebeichtet, welches ich doch sonst nicht thue, zum Troß dem Teufel, sonderlich weil ich mir keiner groben Sünden bewußt war. Und habe also bei mir selbst erfunden: Wenn einer schon keine Lust noch Andacht zum Sacrament hat, und doch mit Ernst sich erwagt, dorthin zu gehen, so machen ihm solche Gedanken und das Werk an ihm selber auch Andacht und Lust genug, vertreiben auch fein solche faule, unlustige Gedanken, die einen hindern und ungeschickt machen. Denn es ist ein gnadenreich, kräftig Sacra-

\*) Vermahnung zum Sacrament. Bd. X, Col. 2198.

ment; wenn man nur ein wenig daran mit Ernst gedenket und sich hinzuschickt, so zündet es an, reizet und zieht weiter ein Herz zu sich.“

Solche Unlust und Trägheit, zum Sacrament zu gehen, kommt auch bei manchen daher, daß sie anfangen, fleischlich sicher zu werden. Sie fühlen nicht mehr so recht die Noth ihrer Sünden, sie sehen nicht mehr klar die Gefahr, die ihnen täglich droht von Teufel, Welt und Fleisch. Sie gehen sorglos dahin, die Dornen der Sorgen der Nahrung oder der Reichtümer und Vergnügungen dieser Welt drohen bei ihnen alles zu überwuchern. Sie haben keinen geistlichen Hunger mehr nach den Gnadengütern des Sacraments. Weil sie vielleicht schon lange, schon von Kindheit an, unter dem Schall des Wortes Gottes gelebt, Gottes Wort und Sacrament rein und unverfälscht in Hülle und Fülle gehabt haben, so achten sie diesen großen Schatz nicht mehr, sie fangen an, geistlich satt zu werden, es eckelt sie dieser losen Speise. — Hat der Pastor mit solchen Leuten zu handeln, so wird er darnach trachten, bei ihnen durch Gottes Gnade den rechten, geistlichen Hunger wieder zu wecken. Er wird sie mit ernstern Worten darauf hinweisen, wie sehr sie die Stärkung ihres Glaubens noch nöthig haben, von welch großen Gefahren sie täglich umgeben sind, welch große Macht und List ihre Feinde haben, Teufel, Welt und Fleisch, wie dieselben immer darnach trachten, ihnen das Kleinod ihres Glaubens und die Krone der Seligkeit zu rauben. Er wird ihnen vor die Augen stellen, ein wie gefährlicher Zustand es ist, wenn ein Christ anfängt, fleischlich sicher zu werden, oder wenn bei ihm geistliche Sätttheit, Ueberdruß an Gottes Wort und Sacrament sich einstellen will. „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle.“ 1 Cor. 10, 12. Er wird sie darauf aufmerksam machen, wie gerade auch das heilige Abendmahl, wenn man es gläubig empfängt, mit dazu dient, neue Lust und neue Liebe zum Sacrament zu geben. „Und wenn du sonst keine Ursache hättest, zum Sacrament zu gehen, Lieber!“ so sagt Luther,\*) „wäre das nicht böß und Noth genug, daß du dich kalt und unlustig findest zum Sacrament? was ist das anders, denn daß du dich kalt und unlustig findest zu glauben, zu danken und zu denken an deinen lieben Heiland und an alle Wohlthat, die er durch sein bitteres Leiden dir erzeigt hat, auf daß er dich von Sünde, Tod und Teufel erlöse, gerecht, lebendig und selig mache? Womit willst du dich aber wider solchen Frost und Unlust erwärmen? Womit willst du deinen Glauben erwecken? Womit willst du dich reizen zum Danksagen? Willst du harren, bis es dich selbst antomme, oder der Teufel dir Raum dazu gebe oder seine Mutter dich dahin halte? Da wird nimmermehr nichts aus. Hier an das Sacrament mußt du dich reiben und hinzuhalten; da ist ein Feuer, das die Herzen kann anzünden; da mußt du deine Noth und Durst bedenken und die Wohlthat deines Heilandes hören und glauben, so wird dir dein Herz anders werden und andere Gedanken fassen.“

\*) A. a. O., Col. 2199.



Oder es kommt auch vor, daß bei manchen geheime Sünden, vor allen Dingen Unversöhnlichkeit mit ihrem Nächsten, die Ursache ist, warum sie nicht mehr zum Abendmahl kommen. Sie wissen ganz gut, daß sie so, wie sie sind, nicht zum Abendmahl gehen können, daß sie es sich zum Gericht genießen würden, und doch wollen sie auch von ihren Sünden nicht ablassen, sich nicht mit ihrem Nächsten versöhnen, und so bleiben sie denn vom Tische des HErrn fern. In einem solchen Fall ist natürlich zunächst alle weitere Ermahnung zum Abendmahl fallen zu lassen und zuerst darauf zu sehen, die hindernde Ursache zu beseitigen. Und ist das dem Pastor durch Gottes Gnade gelungen, ist es ihm gelungen mit Gottes Hilfe, einen solchen Menschen wieder von Herzensgrund auszusöhnen mit seinem Nächsten, so wird es denn auch nicht mehr schwer halten, ihn wieder dahin zu bringen, daß er fleißig und treu auch das Sacrament gebrauche.

Endlich findet man auch hin und wieder schwer angefochtene Seelen. Sie meinen, sie seien zu unwürdig, zum Sacrament zu gehen. Wenn sie es sich auch vornehmen, zu kommen, immer wieder stellt ihnen der Teufel ihre Unwürdigkeit vor Augen und verhindert sie, dieses theure Gnadenmittel zu gebrauchen. Hier wird es zuerst wohl am Platze sein, ein solches angefochtenes Herz zu trösten mit dem reichen Trost des Evangeliums, ihm zu zeigen, daß Christus ja aller Menschen Sünden getragen und gebüßt hat, daß Christus gerade die zu sich ruft, die mühselig und beladen sind, um sie zu erquicken, daß also auch die größten Sünder getrost im Namen Christi, im Vertrauen auf sein Verdienst vor Gott treten können. Der Pastor muß solchen Angefochtenen zeigen, wie der HErr gerade auch für sie, für solche, die einen schwachen Glauben haben, die ihre Sündennoth fühlen, sein Abendmahl eingesetzt habe, um hier ihren Glauben zu stärken an die gnädige Vergebung ihrer Sünden. Er muß ihnen rathen, nicht auf ihre Würdigkeit oder Unwürdigkeit zu sehen, sondern allein auf ihre Nothdurft. So redet Luther mit solchen Leuten. (Er sagt:\*) „Lieber, du mußt nicht auf dich sehen, wie würdig oder unwürdig du seiest, sondern auf deine Nothdurft, wie du der Gnade Christi wohl bedarfst. Wenn du die Nothdurft fiehst und fühlst, so bist du würdig und geschickt genug, denn er hat's uns nicht zu Gift und Ungnade, sondern zu Trost und Heil eingesetzt. Vor allen Dingen aber mußt du ansehen, daß gleichwohl dein HErr Christus, wie unwürdig du bist, allzu würdig ist, den du loben, ehren und danken sollst und seine Ordnung und Stiftung, wie droben gesagt, helfen handhaben, wie du ihm schuldig bist und in der Taufe gelobt hast. Daß dein Herz soll also denken: Wohlan! bin ich unwürdig, das Sacrament zu empfangen, so ist mein HErr Christus desto würdiger, daß ich ihm danke und lobe und seine Stiftung ehre, wie ich schuldig bin und gelobt habe in meiner Taufe; und abermals: bin ich unwürdig, so bin ich's aber bedürftig. Wer betteln will, der muß sich nicht schämen; Scham ist ein unnütz Hausgesinde in eines

\*) M. a. D., Col. 2204.

armen Bettlers Hause. So lobt Christus auch selbst einen unverschämten Geiler, Luc. 11, 5. ff.“ Aber auch darauf sind solche Leute mit allem Ernste hinzuweisen, daß ihr Zustand keineswegs ein normaler, oder gar lobenswerther, sondern ein sehr gefährlicher sei, daß ihre Bedenken nichts anders seien, als Kleinglaube, ja Unglaube und Zweifel an Gottes Verheißungen, an Gottes Treue und Wahrheit, an Christi Verdienst und Genugthuung, daß hinter diesen allen der Teufel stehe und danach trachte, sie gänzlich vom Glauben zu bringen und sie in völligen Unglauben oder in Verzweiflung zu stürzen. Es ist ihnen ernstlich anzurathen, doch ja recht bald dieses von Gott geordnete Mittel gegen den schwachen Glauben, das Sacrament des Leibes und Blutes ihres Heilandes zu gebrauchen und getrost zum Tische des Herrn zu gehen im Vertrauen auf Christi Verdienst und Würdigkeit, sie seien nach ihrer Meinung würdig oder nicht.

Will aber ein Pastor seine Gemeinde recht zu einem treuen und fleißigen Gebrauch des Abendmahls erziehen, so sollte er auch insonderheit fleißig Acht geben auf die Jugend der Gemeinde. Ein Pastor sollte auch in dieser Hinsicht mit aller Treue und Sorgfalt über die noch nicht lange Confirmirten wachen. Wenn er es sieht und merkt, daß einige der jungen Christen, die vor noch nicht langer Zeit ihre Taufgelübde erneuert haben, nachlässig und träge werden im Gebrauch des Abendmahls, so sollte er gerade auch ihnen alsobald nachgehen und seelsorgerlich mit ihnen handeln. Gerade die jungen, noch unerfahrenen Christen bedürfen ja der Leitung und Pflege, bis sie heranwachsen und erstarken in ihrem Glauben. Sind doch oft auch sie insonderheit den Versuchungen und Verführungen der Welt ausgesetzt und so leicht geneigt, denselben nachzugeben. Je treuer ein Pastor auch in diesem Stück sich gerade der Jugend annimmt, um so besser wird es später in seiner Gemeinde stehen.

Wenn ein Pastor auf solche recht evangelische Weise belehrt und lockt und reizt und warnt, und es auch nicht vergißt, diese ganze Sache und jede einzelne Seele, die hier in Gefahr steht, Gott im Gebete vorzutragen, auch für sich selbst immer wieder die rechte pastorale Weisheit und Klugheit von dem großen Hirten und Bischof unserer Seelen zu erbitten, so wird auch Gottes Wort seine Kraft erweisen, und er wird es erfahren, wie viele wieder lustig und willig werden und sich selbst reizen und treiben, an der Gnadentafel ihres Heilandes zu erscheinen.

Doch es erhebt sich nun noch eine Frage: Wenn nun bei einzelnen alle Belehrung, alle Ermahnung und Warnung, alle Geduld und Langmuth sich als vergeblich erweist, wenn sie fort und fort das Sacrament verachten und auf nichts hören wollen, was soll dann mit ihnen geschehen? wie soll dann mit solchen verfahren werden? Hören wir auch hierüber unsern Luther. Er gibt zunächst den Predigern, die oft solche traurigen Erfahrungen machen müssen, einen Trost und schreibt: \*) „Wie wohl ich weiß, daß etliche Leute

\*) A. a. O., Col. 2173.



so gar verrückt und verstockt sind, daß sie sich an gar keine Lehre noch Vermahnungen kehren; wie sollen wir dem thun? Wir werden's nicht besser haben, denn Christus und seine Apostel sammt allen Propheten selbst gehabt haben. Christus spricht, Matth. 11, 17., daß seine Juden weder tanzen noch trauern wollen, man pfeife oder heule; und St. Paulus, 2 Tim. 4, 3., spricht: „es wird die Zeit kommen, daß man die heilsame Lehre nicht leiden wird.“ Noch gebeut er, daß man darum nicht solle ablassen, sondern getrost anhalten mit Zug und Unzug. Denn wir wissen wiederum, daß Lehren und Vermahnungen Gottes Wort, Amt und Befehl ist, und, wie Jesaias, Cap. 55, 11., sagt, „ohne Frucht nicht abgehen kann“, und sollt's auch nur einen Zachäus oder einen Zöllner oder einen Schächer am Kreuz gewinnen. Es werden ja noch etliche vorhanden sein, wenn sie hören die Vermahnung, daß sie an ihre Taufe gedenken werden und nicht gern wollten als die Unchristen ihr Sacrament verachten, welches ihnen Christus so reichlich geschenkt und so theuer erworben hat; an welcher Exempel sich zuletzt die rauhen, rohen, losen Christen auch stoßen würden und vielleicht anders werden, wie ein Messer das andere weget.“ In Bezug aber auf solche, bei denen alles vergeblich ist, sagt Luther in seiner Vorrede zum kleinen Katechismus also: „Kommen sie aber nicht, so laß sie fahren und sage ihnen, daß sie des Teufels sind, die ihre große Noth und Gottes gnädige Hilfe nicht achten noch fühlen.“ Solche werden endlich als grobe Verächter des göttlichen Worts und der göttlichen Gnade offenbar, und die Gemeinde hat mit ihnen zu handeln, wie sie mit denen handelt, die Gottes Wort gröblich verachten und nicht zum Gottesdienst kommen, hat sie in Kirchenzucht zu nehmen und endlich, wenn auch das vergeblich ist, sie von sich auszuschließen, ihnen zu sagen, daß sie „des Teufels sind“, sie als Heiden und Zöllner anzusehen.

So gebe denn Gott, daß wir, die er als Wächter und Hirten in die Gemeinden gesetzt hat, auch in diesem Stücke thun, was Gott uns befohlen hat, es treu und fleißig thun und nicht müde werden. Gott aber segne das Werk unserer Hände, so wird es auch in diesem Stück bei uns immer besser werden.

G. M.

---

## Gotteslästerungen wider Willen.

Es gibt überaus merkwürdige Zustände im Christenleben. Welcher Prediger hat nicht schon die sonderbarsten Erfahrungen an den ihm anbefohlenen Seelen erleben müssen? Es kommt öfters vor, als man zu denken wagt, daß wirkliche Christen und Kinder Gottes in die betrübte Klage ausbrechen: Ach, ich habe leider die allerschändlichsten, gotteslästerlichsten Gedanken, die gar abscheulich sind. Ja, ich rede sogar solche Gedanken manchmal geradezu heraus, und begehe damit die allergrößte Sünde wider den heiligen und allmächtigen Gott, so daß Er mir, als Seinem

ärgsten Feinde und einem Lasterer, keine Gnade erzeigen kann. Ich weiß es selbst nicht, wie ich auf solche unsinnigen Gedanken komme, wie ich nur den heiligen und gerechten Gott, der mir kein Leid, sondern lauter Gutes thut, mit solchen unerhörten Gotteslästerungen beleidigen kann. Und in der That, man kann sich auch keine größere Marter denken, als wenn Gott dem bösen Geist der Lästerung, dem Satan, zuläßt, daß er in einem Christenherzen die ärgerlichsten, schändlichsten und greulichsten Gedanken wider Gott erweckt. Aber es ist eine öfters wiederkehrende Thatfache, daß Gott dem Teufel zuweilen gestattet, einen Christen so gewaltig mit Lästergedanken einzunehmen, daß ein solcher armer Christ meint, er könne sich dieser Lästergedanken nicht erwehren. Gott läßt es zu, daß Christen mit großen Schmerzen erfahren müssen, wie der höllische Lastergeist selbst das, was sie aus Gottes Wort hören, schändlich verdreht und zu lauter Lästerungen wider die göttliche Majestät verkehrt, wie sie ärger und greulicher kaum vom tollsten Spötter können begangen werden. Es kommen dem Christen in diesem Zustande der Anfechtung solche gotteslästerliche Gedanken, daß einem gleichsam die Haare vor Entsetzen zu Berge stehen. Und der arme Angefochtene, der mit solchen gotteslästerlichen Gedanken geplagt ist, kann dann nach seiner Vernunft keinen andern Schluß machen, als diesen: Ich bin Gottes abgesagter Feind und ärgster Widersacher. Darum ist Gott wiederum mein Feind, dessen Zorn und Grimm schwer auf mir liegt. Er muß mich wegen meiner Lästerungen dem höllischen Lastergeiste zur ewigen Pein übergeben. Der Angefochtene denkt in diesem Zustande, ihm sei der Zugang zu Gott verwehrt. Er meint, er könne und dürfe Gott nicht anrufen. Es erfäßt ihn eine wahre Todesangst und ein Grauen, wenn er zu Gott beten will, gegen den er sich in Gedanken so feindselig auslehnt und den er so hoch beleidigt. Er bildet sich wegen seiner Gotteslästerung fest ein, Gottes Wort und alle göttlichen Wohlthaten gingen ihn nichts an. Es kommt ihm ganz ungereimt vor, wenn man ihn eines Andern und Besseren belehren will. Er hält es für ganz unmöglich, daß Gott sich seiner in Gnaden annehmen, ihm seine Sünde vergeben und die Seligkeit schenken könne und wolle, weil sein Undank und seine Bosheit gegen Gott zu groß und schrecklich sei. Der Angefochtene vermag es nicht zu glauben, daß solche Gotteslästerungen von dem höllischen Lastergeiste herrühren und daher nicht so sehr ihm selbst, als dem Teufel zuzuschreiben sind. Denn er findet ja solche lästerliche Gedanken bei sich selbst, geht Tag und Nacht damit um, und meint in seiner Anfechtung, daß er sich muthwillig davon nicht abbringen lassen wolle. Darum glaubt er nicht, daß diese Gedanken des Teufels Werk und Plage seien, die er nur erleide. Er schreibt sie sich ganz allein zu. Ja, bei manchen Angefochtenen kommt es so weit, daß sie ausdrücklich vorgeben und behaupten, sie hätten gar keine Reue und Leid über ihre Gotteslästerungen, sie hätten vielmehr ihre Lust und Ergözung daran und gar kein Begehrt, von denselben abzulassen. Schließlich bildet der Satan



solchen betrübten Angefochtenen wohl ein, daß sie schier unter eidlichen Be-theuerungen versichern, sie redeten solche Gotteslästerungen zum großen Aergerniß Anderer laut heraus, während doch die Umstehenden nicht das Geringste davon hören und nicht einmal wahrnehmen, daß sich auch nur der Mund rege. Der Lästergeist lügt dem Bekümmerten vor, es sei nie ein Mensch so arg gewesen, nie hätte ein Mensch so schändliche Gedanken von Gott gehabt, wie er. Durch alle diese Umstände werden solche armen, mit Gotteslästerungen angefochtenen Personen bewogen, daß sie tausendmal lieber den Tod zu erleiden begehren, als noch länger mit solchen abscheulichen Gedanken gequält zu werden. Es gibt thatsächliche Exempel, daß solche unglücklichen Menschen in Versuchung kamen, sich selbst das Leben abzukürzen, obwohl sie wußten, daß sie damit in den Rachen der Verdammniß liefen. Aber sie bildeten sich fälschlich ein, dadurch der argen, gotteslästerlichen Gedanken los zu werden, und wollten derselben lieber auf solche Weise los werden, als den allmächtigen Gott noch länger so greulich beleidigen und schmähen. Sie wollten lieber die Qual der Verdammniß, als die Qual, ihren Gott zu lästern, erleiden, ohne dabei zu bedenken, daß in der Hölle eitel Gotteslästerung ist.

Schwer ist es, mit solchen Angefochtenen zu handeln. Es scheint, als wolle rein nichts bei ihnen haften. Doch muß man unermüdlich und mit großer Geduld ihnen zeigen, wie es eigentlich mit ihnen stehe, und welchen Trost Gottes Wort auch für sie enthalte. Man sage ihnen: Du bist es ja gar nicht, der diese lästerlichen Gedanken erzeugt, sondern du bist derjenige, der sie erleidet. Die argen Gedanken, welche dir so viel zu schaffen machen, sind Schläge des Satans, mit welchen er dich martert und quält. Darum heißt der Teufel ein Widersacher, ein Lästerey und Schmäher (diabolus), weil er solche lästerlichen Gedanken in andern Herzen, auch in den Herzen der Frommen, erregt. Er ist es, der solche Gedanken auch in deinem Herzen wider deinen Willen erweckt. Daß diese Gedanken in dir wider deinen Willen verursacht werden, ist daraus klar und offenbar, weil du auf das höchste darüber bekümmert bist und lieber die schrecklichsten Martern, wohl gar die Höllequalen ausstehen möchtest, als noch länger solche teuflischen, lästerlichen Gedanken haben und erleiden. Das ist ja gerade dein Wille und dein sehnlichster Wunsch, daß du aller solcher Gedanken los wärest! Du würdest es für dein größtes Glück halten, wenn du alle diese Gedanken durch Gottes Kraft sofort dämpfen und ertöden könntest! Und wenn sich auch zuweilen bei dir der Wahn einstellt, als hättest du an solchen gotteslästerlichen Gedanken Wohlgefallen und als wolltest du von ihnen nicht ablassen, so ist das doch nicht deine eigentliche Meinung, sondern satanische Vorpiegelung. Denn du bist ja gerade über solche Gedanken bis in den Tod betrübt, deine Klagen geben dein Mißfallen über solche Gedanken deutlich zu erkennen, gerade über solche Gedanken trägst du so großes Leid, daß man kaum einen traurigeren, elenderen und erschrockeneren Menschen auf Erden finden kann, als dich. Du thust nicht die Sünde der

Lästerung, sondern erleidest sie. Du lästerst nicht, sondern der Satan raunt dir Gotteslästerungen ein. Diese gotteslästerlichen Eingebungen Satans sind für dich ein schweres Leiden. Darum will dir Gott solche Lästerungen nicht zurechnen und dich um denselben willen nicht strafen. Dein Jesus, der für dich als Gotteslästerer zum Tode verurtheilt wurde, hat herzliches Mitleiden mit dir. Er will auch zu seiner Zeit solches Werk des Teufels in dir zerstören. Wenn seine Stunde gekommen ist, will Jesus den Satan so schelten, daß er schweigen und dich fernerhin mit gotteslästerlichen Gedanken verschonen muß. Gott will an dir das Böse nicht strafen, welches der böse Feind wider deinen Willen in dir wirkt. Gott will an dir das nicht richten, womit der Teufel dich viel greulicher ängstigt, als wenn du auf der Folterbank wärest. Gott hat doch sonst mit allen Nothleidenden Erbarmen. Warum sollte er nun, anstatt sich deiner zu erbarmen, der du so schrecklich vom Teufel leiden mußt, dich noch obendrein strafen? Er weiß und sieht ja nach seiner Allwissenheit, daß du deinen Gott noch lieb hast, daß du ihn noch hoch und werth achtest, daß du dich gerade darüber zu Tode grämst und gerade darüber Hölleangst empfindest, weil seine Majestät so schwer beleidigt und seine Ehre durch lästerliche Gedanken und Reden so greulich verunehrt wird. Deine Liebe zu Gott und zu Jesu ist noch so groß, daß du lieber im Augenblick sterben möchtest, als noch länger lästern. Ja, du achtest wohl die höllische Qual für geringer und erträglicher, als dieses Leiden, daß du durch gotteslästerliche Gedanken und Worte den allerhöchsten Gott noch länger schänden und schmähen solltest. Das alles findet sich nicht bei einem Feinde Gottes und Christi. Das alles beweist vielmehr, daß du kein Wohlgefallen, keine Lust an solchen Gedanken hast. Darum denke nicht, daß du Gottes Widersacher und Christi Feind seiest. Du hast noch eine so große, wahre Liebe zu Gott, daß du mit deiner Liebe viele Tausende übertriffst, so wunderbarlich und unglaublich dir das auch vorkommen mag. So lange nun Gott dem Lästergeiste gestattet, solche lästerliche Gedanken dir einzureden und in dir zu erwecken, so lange trage dieses Leiden mit Geduld! Warte auf die göttliche Hülfe, die dir gewiß zur rechten Zeit widerfahren wird! Lasse dich durch nichts vom Lesen der Schrift, vom Hören der Predigt, vom Gebrauch des heiligen Abendmahls zurückschrecken! Halte an am Gebet! Gott hat seiner Verheißungen nicht ver-gessen. Du wirst Ihm noch danken, daß Er deines Angesichts Hülfe und dein Gott ist. Er wird dir um Christi willen von deinen Lästergedanken loshelfen und dem Lästergeiste gewaltig wehren, daß derselbe endlich weichen muß. Der den Satan einst von sich gejagt durch Sein Machtwort: „Hebe dich von mir, Satan!“ der wird dem Satan auch das Machtwort zurufen: „Hebe dich, Satan, von diesem meinem Gläubigen!“ Der gesprochen: „Es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts an mir!“ der wird dich erfahren lassen, daß der Fürst dieser Welt auch nichts an dir haben soll. Denn auch für dich hat Jesus der Schlange den Kopf zertreten und als der Stärkere dem starken Gewappneten seinen Harnisch ausgezogen. R.